Sch. d. d. deutschen. p. 330.

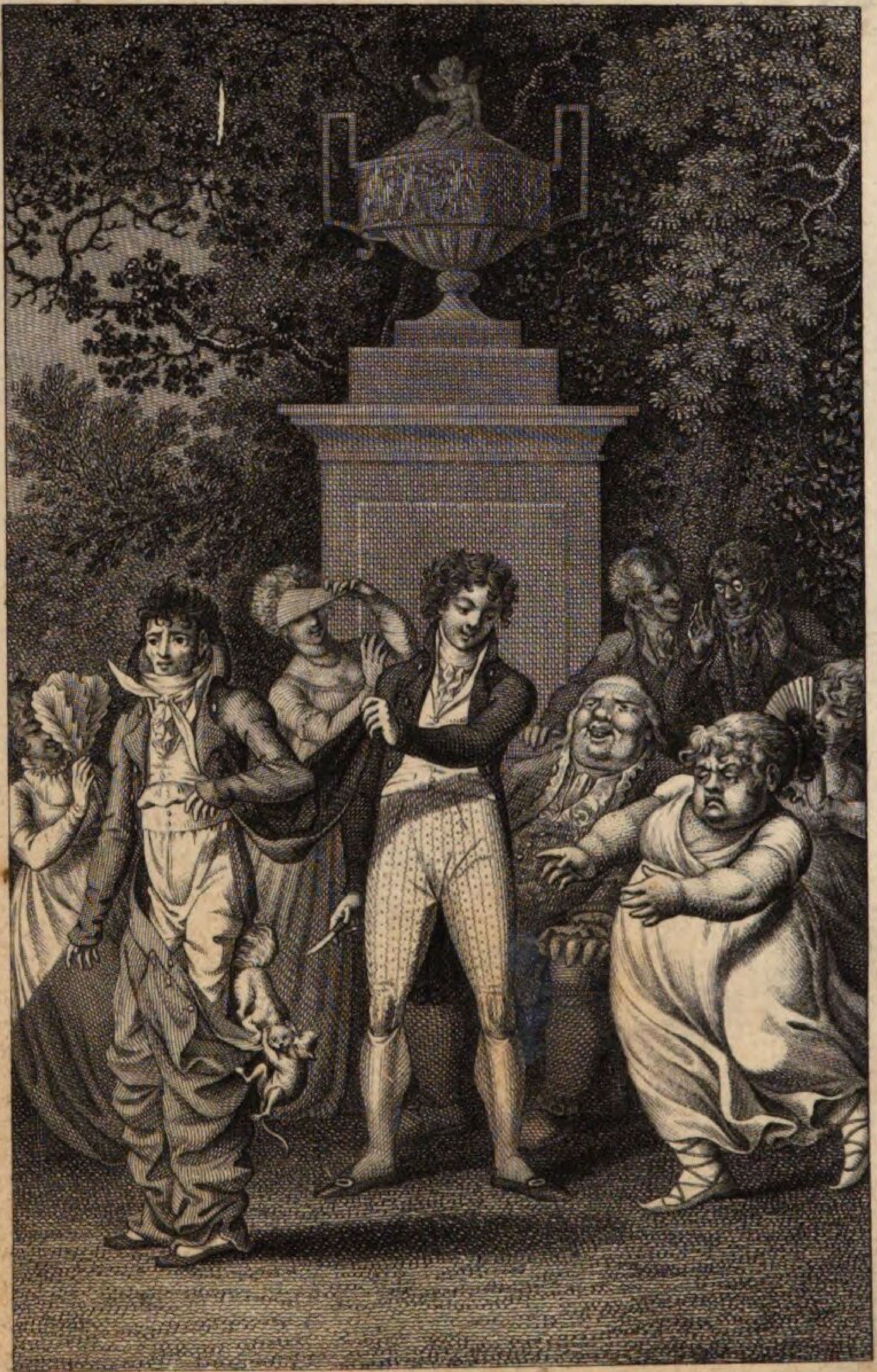
<36602851060019

<36602851060019

Bayer. Staatsbibliothek

B.L. N. 2337 b

J. o. germ. 795-2



Wm. Jury del. et fec.

Der
Ritter der Wahrheit

von

A. F. E. Langbein.

Zweyter Band.

Berlin,
in der Schüppelschen Buchhandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Ritter der Wahrheit.

Zweyter Theil.

I.

Herr Mückenfänger.

Antonio eilte zum Präsidenten des Kriminalgerichts, um das Verbrechen seines Freundes zu erfahren. Die Antwort war: davon lasse sich noch nicht sprechen. Er wiederhohlte sein Erbiethen der Bürgschaft. Sie ward verworfen. Er hielt um Erlaubniß an, den Gefangenen zu besuchen. — Abgeschlagen! — Er bat um Gestattung, ihm Bücher und Speisen zu schicken. — Abgeschlagen! — Kurz, alles, was er für seinen Freund thun wollte,

fand nicht Statt. Der Präsident verwies ihn zur Geduld, bis der Rath Mückenfänger, dem die Untersuchung aufgetragen sey, die gefundenen Papiere gesichtet, den Inkulpaten verhört, und darüber Bericht eingereicht habe.

Wohlgedachter Rath war nicht gewohnt, die Kriminalsachen, die in seine Hände fielen, auf die leichte Achsel zu nehmen. Er entzog sich beynahe vier und zwanzig Stunden lang Essen, Trinken und Schlaf, um Wilhelms Skripturen genau zu lesen, und dem darin versteckten Hochverrath auf die Spur zu kommen. Das gelang ihm mehr, als seinem mitleidigen Herzen lieb war. Er seufzte bisweilen laut auf über den unglücklichen Jüngling, der, allem Ansehen nach, einer langwierigen Zuchthausstrafe nicht entgehen konnte.

Dieses weiche Gefühl macht dem Herrn

Rath viel Ehre. Dennoch hielt er sich durch Eid und Pflicht verbunden, bey der oberflächlichen Entdeckung wichtiger Staatsverbrechen nicht stehen zu bleiben, sondern die geheimste Tiefe der Sache mit dem Senkbley seines Scharfsinns zu erforschen, wenn auch der Malefikant dadurch um eine Spanne kürzer werden sollte. In den angeblichen mathematischen Heften schienen noch gräßliche Dinge verborgen zu seyn. Die vielen darin verstreuten Zahlen waren höchst wahrscheinlich eine maskirte Zifferschrift; der Herr Rath verstand nur nicht die Kunst, sie zu enträthseln. Er verfügte sich deßhalb zu dem bey der landesfürstlichen geheimen Kanzley angestellten Dechiffreur, und bat um Entzifferung der verdächtigen Charaktere. Der Dechiffreur durchblätterte flüchtig das Heft, und versicherte lächelnd, daß in diesen schuldlosen

geometrischen Berechnungen keine Gefahr für den Staat vorhanden sey. Herr Mückenfänger war mit der schnellen Entscheidung seines Orakels, die ihn voreilig und unbedachtsam dünkte, nicht ganz zufrieden; doch auf der andern Seite fiel ihm ein Stein vom Herzen, da er seiner Amtspflicht ein Genüge gethan und sich doch die Schuldbürde des Gefangenen nicht vergrößert hatte.

So bald der Herr Rath mit dieser Beruhigung wieder nach Hause kam, ward der weiße Bogen vorgenommen, und mit allen erdenklichen Foltern gemartert, um das Bekenntniß einer geheimen Verrätherey von ihm zu erpressen. Er machte sich durch das Zeichen, das er in der Papiermühle erhalten hatte, sehr verdächtig. Es sollte vermuthlich eine Krone oder einen Churhut vorstellen, sah aber einer Freyheitskappe so ähnlich, als ein Wassertropfen

dem andern. Das bewog den Inquirenten zur strengsten Untersuchung. Er hielt den Bogen gegen die Sonne; er ließ die Fenster des Zimmers verhängen, und sechs Wachskerzen anzünden: doch auf keine Art wollte sich ein Buchstäbchen zeigen. Nun ward ein Gelehrter, der sich mit Chemie, Physik und allen damit verwandten Künsten und Wissenschaften beschäftigte, zu Hülfe gerufen. Er machte viele Experimente, die jedoch ebenfalls nichts entschieden. Weder Feuer noch andere Auflösungsmittel konnten den redlichen Bogen Papier eines Antheils an Verschwörungen überführen. Er war gerechtfertigt, aber leider — wie mancher unschuldig angeklagte Biedermann — dabey zu Grunde gegangen.

Indessen nahm sich Wilhelm in seinem Stübchen mit eisernen Vorhängen keine Sorge zu Herzen, und hatte sogar

den Leichtsinn, an nichts als an sein Mädchen zu denken.

2.

Die Gerichtsstube.

Am folgenden Tage war Verhör. Herr Mückenfänger saß so steif, so ernst und so majestätisch auf seinem breiten Sessel, wie ein steinerner Jupiter, und man kannte den ganzen Mann, wenn man nur seine langen, zierlich gefältelten Manschetten sah, die wirkliche Pranghadern waren, wie man jenes französische Wort hier und da im Scherze zu dolmetschen pflegt. Auch die endlosen bedächtigen Weitschweifigkeiten, mit welchen er eine Prise Tabak

aus seiner goldnen Dose nahm, hatten viel Charakteristisches.

An einem Nebentische lauschte ein Gerichtsschreiber, mit der eingetauchten Feder in der Hand.

Nach vorläufiger Ermahnung, die Wahrheit zu gestehen, und sich durch hartnäckiges Läugnen die Untersuchung und Strafe nicht zu erschweren, legte der Inquisitor dem Gefangenen das historische Heft zur Anerkennung seiner Handschrift vor, und that dann die verfänglichen Fragen: „Warum handelt diese Schreiberey gerade von der römischen Republik? — Hat man sich nicht deßhalb mit dem Wesen einer republikanischen Staatsverfassung bekannt gemacht, um bey irgend einer im Werke seyenden Revolution eine Rolle zu spielen?" —

Wilhelm lehnte diese Beschuldigung lächelnd von sich ab. Der Aktuar schrieb

seine Antwort nieder, und der Richter befahl ausdrücklich, im Protokoll zu bemerken, daß Inkulpat bey seiner Aussage ein wenig gelächelt habe.

Hierauf legte er ihm ein anderes Lektionsheft vor, und fragte sehr nachdrücklich: „Warum behandeln diese statistischen Blätter gerade den natürlichen und politischen Zustand unsers glücklichen Staates?“ —

Antwort: „Ich wollte mein Vaterland kennen lernen, ehe ich mich um andere Länder bekümmerte.“ —

„Also das Vaterland wollte man kennen lernen?“ — fiel der Rath spöttisch ein. „Nicht wahr, um seine Kräfte und seine Schwächen einer fremden eifersüchtigen Macht zu verrathen?“ —

„Verrathen?“ — rief Wilhelm heftig. „Ich verbitte mir, mein Herr, dieß beleidigende Wort, so lange Sie keine stär-

kern Beweise gegen mich haben. Die fremde eifersüchtige Macht, von der Sie sprechen, müßte wohl aus lauter unwissenden Dummköpfen bestehen, wenn sie sich wegen bekannter Dinge, die aus gedruckten Werken zu erfahren sind, um Spione bemühen wollte." — Er gab hierauf den Titel eines Buches an, aus welchem seine statistischen Nachrichten, um sie dem Gedächtniß besser einzuprägen, Wort für Wort abgeschrieben waren.

Der Herr Rath bedeutete ihn, sich ungebührlicher Ausdrücke vor Gericht zu enthalten. Uebrigens schämte er sich ein wenig, und verlor ganz den Muth, wegen der geometrischen Zifferschrift eine Frage zu thun.

„Was wird man aber hierauf antworten können?" — fuhr er fort, und hob ein Blättchen Papier, auf welchem das Räthsel (dessen sich der Leser aus dem

vorletzten Kapitel des ersten Theils erinnern wird) geschrieben war, triumphirend empor. — „Hier, hier lauert eine giftige Schlange unter poetischen Blumen!“ —

„Das ist möglich!“ entgegnete Wilhelm mit ironischer Kälte. „Ich kann gar nicht dafür stehen: denn diese Verse sind ein mir aufgegebenes Räthsel, dessen Lösung mir noch nicht gelungen ist.“

„Welche listige Ausflucht!“ rief der Rath. „Wer gab dieß so genannte Räthsel auf?“

„Mein Hauswirth, der Buchhändler Antonio.“

„Schreiben Sie, Herr Aktuar: der Buchhändler Antonio! — Wir werden ein ernsthaftes Wort mit ihm darüber sprechen. Doch zur Auflösung dieses angeblichen Räthsels bedürfen wir seiner nicht. Ich errieth es, so bald ich nur den ersten Reimsatz gelesen hatte.“ —

„In der That? — Sie machen mich äußerst neugierig!“

„Man stelle sich doch nicht so fremd! — Diese Verse, die durch des Henkers Hand verbrannt zu werden verdienten, sind nichts, offenbar nichts, als ein schändliches Loblied auf die unselige Freyheit und Gleichheit, die aus Frankreich ausging, wie ein brüllender Löwe, um die Zucht und Ordnung der ganzen Welt zu verschlingen.“ —

„Ich erstaune; doch ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen, weil ich, wie gesagt, das Gedicht nicht verstehe.“ —

„Nichts kann deutlicher seyn! Der Fürst und der Besenbinder, die beysammen wohnen — die Fischmarktsweiber und die Räuber — die vertraute Brüderschaft sämmtlicher Gesellschaftsglieder, und so weiter: — das alles deutet auf den Höllenplan, die verschiedenen Stände der

Menschen, wie Kraut und Rüben, durch einander zu mischen. — Freylich scheint die zweyte Hälfte der Reimsätze von der monarchischen Regierungsform zu handeln: dadurch läßt sich aber ein kluger Mann nicht täuschen. Das sind Irrlichter, die vom Wege der Untersuchung ableiten und dem Schandliede ein unschuldiges Ansehen geben sollen." —

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn. Weiter kann ich nichts dazu sagen. Herr Antonio wird der beste Ausleger seiner eigenen Worte seyn."

„Wir werden ihn zur Rechenschaft ziehn. Indessen hat man sich noch gegen andere Denunciationspunkte zu verantworten. Man ist, wie von guter Hand in Erfahrung gebracht ward, ein fleißiger Lobredner der französischen Nation, und spricht oft mit einer gewissen Begeisterung von den Thaten ihrer Generale." —

„Die Begeisterung abgerechnet, gesteh' ich das zu. Ich lobe, was zu loben ist. Wer kann mir das zum Verbrechen machen? Die Franzosen sind tapfer, das fühlte halb Europa, und alle Zeitungen schreiben davon: warum soll denn ich über weltbekannte Dinge nicht sprechen dürfen?" —

„Aber der Jubel, die Schadenfreude bey den unglücklichen Feldzügen der Deutschen!" —

„Wer kann mir solche unnatürliche und widersinnige Aeußerungen beweisen?" —

„Sie bedürfen keines Beweises; sie sind von dem Lobe der französischen Tapferkeit unzertrennlich." —

„Ein falscher Schluß! Man bewundert die furchtbare Majestät eines Gewitters, aber man freut sich nicht über die Zerstörungen, die es anrichtet." —

„Dieses Bilderspiel gehört nicht in die Gerichtsstube.“ —

„Aber auch Verläumder sollten hier nicht gehört werden. Dafür erklär’ ich meine Ankläger. Kein ehrlicher Mann kann als Zeuge gegen mich auftreten.“ —

„Das wird sich ausweisen. So viel ist entschieden, daß Inkulpat seine Zunge nicht zähmt, sondern über alles, was nah und fern geschieht, die frechsten Urtheile fällt, und sogar vornehme Standespersonen hiesigen Orts mit seiner Kritik nicht verschont. Was hat man, zum Beyspiel, vom Grafen X** gesagt?“ —

„Meinen Sie den, der seinen kranken Kutscher aus dem Hause werfen ließ, und mit eigner Hand einen Bedienten halb todt prügelte, weil er jenen barbarischen Befehl nicht vollziehen wollte?“ —

„Was geht das uns an?“ —

„Ich bin ein Mensch, und verabscheue

jeden,

jeden, der die Menschheit mit Füßen tritt. Das that der Graf; die Sache ist erwiesen. Drum nannt' ich ihn einen Unmenschen, und wiederhohle dieß hier vor Gericht." —

„Man schweige!" rief der Rath, und schloß das Verhör.

3.

Der Schlüssel.

Zur nächsten Gerichtssitzung ward Antonio vorgeladen. Er erschien, und bekannte sich als Verfasser des Räthsels.

„Aber, mein Himmel!" — seufzte der Kriminalrichter — „wie kann ein verständiger Mann von gesetzten Jahren, ein angesessener Bürger der Haupt- und Re-

sidenzstadt — wie kann sich der vom leidigen Freyheits- und Gleichheitsschwindel ergreifen lassen?" —

Mit Verwunderung horchend, glaubte Antonio, der Priester der Gerechtigkeit träume bey offnen Augen. Er versicherte, daß er diese Vorhaltung nicht verstehe, und nun überraschte ihn Herr Mückenfänger mit derselben Auflösung des Räthsels, die er schon Wilhelmen mitgetheilt hatte.

„Der Herr Rath scherzen wohl nur?" sprach Antonio, und that sich Gewalt an, nicht laut zu lachen.

„Ich? — scherzen?" — entgegnete der Inquisitor. „Das ist eben nicht meine Sache; am wenigsten in der Gerichtsstube." —

„So muß ich gestehn," versetzte der Buchhändler, „daß Sie mein unschuldiges Räthsel durchaus mißverstanden haben. Das Haus, wo die verschiedenen

Menschenkinder, von denen es spricht, beysammen wohnen, ist — eine Leihbibliothek." —

„Pah!" sagte der Rath, und riß die Augen weit auf — „Sie wollen mich zum Besten haben! Es ist ja nicht von Büchern, es ist von Menschen die Rede!"

„Nicht von Menschen — nur von Menschenkindern! Alle Bücher sind Kinder des menschlichen Geistes, und an Werth und Gehalt so verschieden als ihre Väter. Die Fürsten, deren mein Räthsel erwähnt, sind die Werke großer, genialischer Originalköpfe; die Besenbinder — nun, das sind in Summa alle Schofelschriften, zu welchen kein Kopf gehört; nahmentlich: die Unzahl der elenden Romane, die Banditen- und Räubergeschichten, und besonders die Anekdotensammlungen, die Bettelmönche der Literatur. —

Der monarchische Hauswirth ist der Bücherverleiher.“ —

Herr Mückenfänger ward roth, legte den Kopf in die hohle Hand, stützte ihn auf den Elbogen, und las in dieser sinnenden Stellung das Räthsel einige Mahl schweigend durch. So fand er endlich, daß der Schlüssel, den man ihm gab, der rechte war. Er entließ, wie auf den Mund geschlagen, mit einem stummen Winke den Buchhändler.

Zur förmlichen Berichtserstattung kam es nicht. Der Präsident durchlas, nach beendigtem Verhör, das Protokoll, und entschied sogleich, daß die Untersuchung niedergeschlagen und Wilhelm augenblicklich auf freyen Fuß gestellt werden solle. „Man macht sich,“ sprach er, „mit solchen Inquisitionen nur lächerlich. Dafür büße der Denunciant, und bezahle zur

Strafe seiner grundlosen Anklage die Gerichtskosten!" —

Diese Staupe traf, wie recht und billig, den alten Herrn von Schierling, der Wilhelmen, um die von ihm beleidigten Hunde zu rächen, an allen öffentlichen Orten mit Kundschaftern verfolgt, und ihn, nach einigen von ihm aufgeschnappten unbedachtsamen Reden, als einen gefährlichen Revolutionsschwärmer beym Kriminalgericht angeschwärzt hatte. Der Präsident schrieb ihm, nach Lesung des Protokolls, im höchsten Unwillen ein Billet, nannte ihn darin einen Don Quixotte, der Windmühlen für Riesen ansehe, und bedeutete ihn, die verursachten Kosten sofort zu entrichten, wenn er sich nicht unangenehmen Zwangsmitteln und einer Genugthuungsklage von Seiten des unschuldig Verhafteten aussetzen wolle. Herr von Schierling biß vor Verdruß die Zähne zu-

sammen, bezahlte jedoch auf der Stelle das ansehnliche Laus-Deo, das ihm ein Aufwärter des Kriminalgerichts überbrachte. Seine Hündlein standen um ihn her, indem er das Geld aufzählte. „Seht,“ sprach er, als der Bothe wieder aus dem Zimmer war: „seht, ihr kleinen Närrchen, das thu' ich für euch!“ —

So endigte sich diese Angeberey, die ein treues Gemählde aufstellt, wie leicht es damahls in manchen Ländern einem boßhaften Menschen ward, unter der Larve der Vaterlandsliebe sein Müthchen zu kühlen. Wohl jedem biedern Deutschen, daß diese häkeligen Zeiten vorbey sind! —

Wilhelm erhielt, als man ihn in Freyheit setzte, alle seine Papiere zurück, und eilte vergnügt in seine Wohnung, wo er Briefe aus Hühnenthal fand, die eben mit der Post eingelaufen waren.

4.

Die Dichterin.

Wenn ein junger Bursch von seiner Mutter und seinem Mädchen zugleich Briefe bekommt, so ist Tausend gegen eins zu wetten, daß er das Siegel der Liebe zuerst erbricht. Auch Wilhelm machte von dieser Regel keine Ausnahme; wir aber wollen in der Erzählung des Inhalts der Briefe dem mütterlichen Schreiben den Rang lassen.

Madame Frank schalt weidlich, daß Wilhelm mit Amorn zu Falle gekommen war, und sich dadurch der Geheimen Räthin übel empfohlen hatte. Sie hielt, wie ihre Jugendfreundin, jenes Unglück für eine böse Vorbedeutung, und ermahnte

dringend, den mächtigen Gott durch Reue und Leid zu versöhnen, und ihn nicht aufs neue durch Kaltsinn zu erzürnen, wenn er ihm etwa aus den Augen des Fräuleins Alfanz gefällig zulächeln sollte. „Ist Dir" — schrieb sie weiter — „Luisens und ihrer Aeltern Wohl und Wehe nicht gleichgültig, so gib ja alle Liebesgedanken an dieses Mädchen auf, und lege Deinen kindlichen Gehorsam gegen uns durch einen baldigen Herzensverein mit gedachtem Fräulein an den Tag: denn Dein Vater ist auf die Wigandsche Familie sehr aufgebracht, hat mit dem Alten seit Deiner Abreise kein Wort wieder gesprochen, und ich befürchte schlimme Auftritte, wenn Du fortfahren solltest, dieser Leute wegen unsern Wünschen und Entwürfen entgegen zu handeln." — Am Schluß befahl sie, einen an die Geheime Räthin beygelegten Brief persönlich zu übergeben, und er-

mahnte dabey, das Haus derselben fleißig zu besuchen, seiner unartigen Freymüthigkeit aber Zaum und Gebiß anzulegen, und besonders die gute Dame nicht zu verspotten, wenn sie auf ihrem griechischen Steckenpferde vor seinen Augen herum galoppire.

Luisens Briefchen war ein Erguß natürlicher Zärtlichkeit, von einigen Strophen begleitet, die wir zur Probe, wie weit es das liebende Mädchen, ohne den von ihrem vormahligen Lehrer so sehr empfohlenen poetischen Trichter, in der Dichtkunst gebracht hatte, hier mittheilen wollen.

Das Herz ist mir so enge,
So enge mir das Haus!
O trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mir war mein kleines Dörfchen
Ein Paradies zuvor;
Nun möcht' ich von ihm scheiden,
Denn seine stillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reitzlos dünkt mich alles,
Was ich gern hört' und sah!
Die Lerche singt mir heiser,
Und wie verdorrte Reiser
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Wilhelm, zog zur Stadt,
Die goldene Palläste,
Die königliche Feste
Und zarte Schönen hat.

Ach, ob er wohl das Mädchen
Der Hütte dort vergaß,
Das jenen Wonnequellen
Nichts kann entgegen stellen,
Als Liebe sonder Maß? —

Wilhelm küßte das Liedchen, und zeigte es seinem Freunde.

„Recht artig!" — sprach Antonio: „Um vieles besser als manche Verse, die von hochberühmten Dichtern gemacht und von ihren Schmeichlern und tausend nachplaudernden Papchen mit wahrer Lobwuth gepriesen werden. Wer es in Deutschland dahin gebracht hat, daß er für den Hahn im poetischen Korbe gilt, der darf allenfalls nur ein paar Wörtchen im Schlafe lallen, so ist flugs ein dienstfertiger Herold bey der Hand, der sie als einen Götterspruch ausruft, und ein großes Gefolge von Knaben hinter sich hat, die beyfällig jauchzen und jubeln und in die Hände klatschen. Ein solcher Ruhmschreyer und Tonangeber gemahnt mich wie ein Leithammel, dem die ganze einfältige Heerde durch Dick und Dünn nachzottelt, wenn er mit seiner helltönenden Halsglocke vor-

an geht. — Ey, meinetwegen möchte dieß Lob- und Ehrengetümmel noch größer seyn, wenn's der Gegenstand nur immer verdiente! Aber man betrachte doch manches vergötterte Werk und Werklein in der Nähe! Was ist's weiter, als ein gemeiner böhmischer Kiesel, der blindlings für einen kostbaren Diamanten anerkannt wird, weil ihn ein Reicher am Finger trägt? — Ein Anderer hingegen, der nicht im Rufe des Reichthums steht, kann die echtesten Diamanten besitzen und zeigen, sie werden doch für Kiesel angesehn und verachtet. — Diese kindische Verblendung, diese sklavische Partheylichkeit, die bey keiner Nation so weit als in Deutschland getrieben wird, erinnert mich manchmahl an das Geschichtchen von den beyden Seifensiedern, das Ihnen, lieber Frank, wahrscheinlich bekannt ist." —

„Kein Wort weiß ich davon;" sprach

Wilhelm, der bey der Anrede wie aus einem Traum erwachte. Er hatte von des Buchhändlers Glossen wenig gehört; sein abwesender Geist besuchte Luisen.

„In einer niedersächsischen Stadt“ — fuhr Antonio, Troß der Unachtsamkeit seines Zuhörers, fort — „wohnten vor alten Zeiten zwey Seifensieder einander gegen über. Der eine war ein gemächlicher Großthuer, der andere ein bescheidener, fleißiger Mann. Jener dünkte sich zu vornehm, sein Geschäft mit Anstrengung zu treiben. Er schleuderte die Waare nur nachlässig hin, ließ jedoch über seiner Hausthür eine ungeheure Tafel befestigen, worauf mit ellenlangen goldnen Buchstaben geschrieben stand: Hier ist die beste Seife zu haben. — Die halbe Stadt kam gelaufen, begaffte die glänzende Inschrift, drängte sich ins Haus, kaufte hitzig den ganzen Vorrath, und schlug sich darum.

So ging's nun alle Tage. Die Seife war herzlich schlecht; doch der blinde Glaube an ihre Vortrefflichkeit that Wunder. Wer so unglücklich war, keine zu bekommen, der wusch sich und seine Wäsche lieber nicht, als daß er in einen andern Laden gegangen wäre. Der ehrliche Mann gegen über sott Seife, die zehn Mahl besser war als jene beste: aber was half's? Er hatte dennoch keine Kunden, saß einsam und betrübt an seinem Fenster, und sah mit weinenden Augen dem Spectakel zu. In Gefahr zu verhungern, hängte er endlich auch über seiner Thür ein kleines Täflein aus, auf welchem man die Worte las:

Help Gott mit Gnaden!
Hier wird ok Sepe gesaden.

Ob ihn dieser Nothschuß vom Untergange gerettet hat, weiß ich nicht; der naive Reim ward aber in der Folge zum

Sprichwort, und wär' ein passendes Motto für die Werke vieler achtungswerthen Schriftsteller, denen man kalt begegnet und nie Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil sie sich, vom Hochdünkel entfernt, keinen vornehmen Ton anmaßen, weder Herolde besolden noch Leithämmel füttern, und überhaupt alle unrechtliche Schleifwege zum Ruhm verachten. — Ein gemeiner Soldat, sagt Wieland,*) der bloß durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall empor stiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der — ohne von einer Clique zu seyn, ohne seinen Ruhm den dermahligen Potentaten der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Klientel ge-

*) Im Sendschreiben an einen jungen Dichter, das sich im vier und zwanzigsten Bande seiner sämmtlichen Werke befindet.

nommen und sich in ihnen einen rüstigen, immer schlagfertigen Anhang gemacht zu haben, — bloß durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtenen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, — ein solcher Autor, sagt er, wäre eine noch viel größere Seltenheit. — Ohne jene Hülfsmittel erwartet den trefflichsten Schriftsteller das Schicksal, in geheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bey jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenn's am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden." — —

Antonio glossirte noch weiter; es ist aber die höchste Zeit, ihm den Mund und dieses Kapitel zu schließen: sonst schließen die Leser, die nur Geschichte und nichts als Geschichte verlangen, das ganze Buch. Sie haben vielleicht ohne

dieß

dieß schon in der Gerichtsstube lange Weile gehabt.

5.

Die Excellenzen.

Aus Gehorsam gegen seine Mutter entschloß sich Wilhelm, wiewohl sehr ungern, den griechischen Pallast wieder zu betreten, und der Geheimen Räthin das an sie gerichtete Schreiben zu übergeben. Indem er sich zu dieser Visite ankleidet, gewinnen wir Zeit, den Leser mit den beyden sogenannten Excellenzen näher bekannt zu machen.

Die gnädige Frau stammte aus einer ahnenreichen, aber geldarmen Familie.

Ihre Aeltern starben früh, und hinterließen ihr, ungeachtet sie das einzige Kind war, nur eine Kleinigkeit von einigen hundert Thalern. Sie lebte nun als Waise bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr bey einer Tante, und sah sich nach allen Himmelsgegenden um, ob nicht irgendwo ein Bräutigam herkommen wollte. Aber es erschien keiner; denn sie war (wie wir schon an einem andern Orte erwähnten) nicht reitzend gebildet.

Da ihr das Gnadenbrod der grämlichen Tante nach und nach unverdaulich ward, so faßte sie den Entschluß, auf ihre eigene Hand zu leben. Ein kühnes Wagstück, wenn man kaum fünfhundert Thaler beherrscht, und zum Arbeiten weder Lust noch Geschick hat! Doch sie wußte sich zu helfen. Sie zerstückelte ihr Kapital in Kapitälchen, und lieh sie auf Pfänder aus. Nur der landübliche schmale

Zinsfuß gefiel ihr nicht; sie machte sich einen breitern, auf dem sich's bequemer stand.

Ihr Lombard kam bald in Ruf. Es strömten allerley Menschen herzu, und sie lernte darunter einen und den andern Gelehrten kennen, der ihr seine große Modeuhr, die ihm beschwerlich fiel, aufzuheben gab. Aus Liebe zu den Wissenschaften behandelte sie die Freunde der Musen sehr christlich, und nahm von ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig pro Cent. Ungelehrte mußten wenigstens noch ein Mahl so viel zinsen. Sie trieb ihre Güte gegen Schriftsteller, die in Geldverlegenheiten Hülfe bey ihr suchten, so weit, daß sie ihnen kleine Summen auf Manuskripte vorschoß, wenn sich ein solider Buchhändler durch Hand und Siegel verbindlich machte, die verpfändete Juwele in Verlag zu nehmen, das darauf haftende Darlehn vom Ehrensolde abzuziehn, und zur Leihbank

zu zahlen. Da kein anderer Wucherer auf solche papierne Kleinode einen rothen Heller verlieh, so war die Zuflucht zu ihr ein Nothanker, dessen sich unbemittelte Skribenten sehr oft bedienten. Sie hatte daher immer viel geistige Schätze unter Schloß und Riegel, und las diese Pfänder in müßigen Stunden. Indem so ihr Kopf den Theil der Zinsen einstrich, den ihre Hand erließ, keimte der griechische Geschmack in ihr auf. Dessen ungeachtet war es ihr lieber, wenn andere Kundleute, die mit den Musen keinen Verkehr hatten, bey ihr einsprachen. Von solchen Melkkühen zog sie mehr Nutzen; und als ihr Leihhaus sieben oder acht Jahre bestanden hatte, war das kleine Kapital, mit dem sie anfing, zu einer runden Summe von zehntausend Thalern gewachsen.

In diesem Zeitpunkte machte sie die Bekanntschaft ihres gegenwärtigen Ge-

mahls. Bey welcher Gelegenheit dieß geschah, wissen wir nicht; nur so viel ist sicher, daß er kein Manuskript bey ihr versetzte: denn er war seines Zeichens — ein Fleischer, und es fiel ihm nicht ein, Würste und Verse zugleich zu machen, wie der sogenannte Naturdichter Hiller Taubennester und poetische Kränze flocht. Meister Alfanz war wenig klüger, als die gehörnten Thiere, die er zur Schlachtbank führte. Doch hatte er damahls, als er seine nachherige Gemahlin kennen lernte, seine Hände schon lange nicht mehr mit Blut befleckt, sondern war ein angesehener Kriegskommissar, der sich durch Ochsenlieferungen zu verschiedenen im Felde stehenden Armeen ein großes Vermögen erworben hatte.

Die Frau Kriegskommissarin (deren Brautstand wir überspringen) setzte noch einige Jahre nach ihrer Vermählung das

segenreiche Pfandgeschäft fort, und trieb es nun, vom ergiebigen Gewinn des Ochsenhandels unterstützt, sehr ins Große. Endlich aber fand das steinreiche Paar nicht länger nöthig, sich mit seinen edlen Gewerben zu befassen. Das Leihhaus ward geschlossen, und der Herr Kriegskommissar lieferte keine Klaue mehr in die Feldläger. Seine ehrsüchtige Gemahlin bestand darauf, daß er sich einen Adelsbrief und den Finanzraths-Titel verschaffen mußte. Beydes erhielt er für Geld und gute Worte, und spielte nun auf die lächerlichste Weise den großen Herrn. Er, der vor Zeiten, eines Kalbes oder Hammels wegen, manchen mühseligen Fleischergang nach weit entlegenen Dörfern gethan hatte, ward jetzt mit Einem Mahle so bequem, daß er sich bisweilen aus einem Zimmer ins andere von Heyducken tragen ließ.

Im Ganzen aber wollte ihm die Rolle eines vornehmen Mannes nicht glücken. Meister Alfanz besaß ihn wie ein böser Geist, und ließ sich nicht austreiben. Der Herr Finanzrath wußte von nichts, als vom Viehhandel zu reden, und sprach für sein Leben gern davon. Seine Gemahlin wandelte oft eine Ohnmacht an, wenn er in Gesellschaften sein Lieblingsthema auf die Bahn brachte. Sie untersagte es ihm tausend Mahl; er gelobte Besserung, und beging doch bey der nächsten Gelegenheit die alte Sünde von neuem. Nun erfolgte der strenge Befehl, sich aller Einmischung in Gespräche mit feinen Leuten zu enthalten, und ihre Anreden nur mit Ja oder Nein zu beantworten. Sie lehrte ihn sogar den Ton, mit welchem er diese Wörtlein aussprechen sollte, und er piepte sie, nach ihrer Vorschrift, wie ein junges Hühnchen hervor, ungeachtet ihn die

Natur mit einer rauhen und gewaltigen Stimme begabt hatte.

So leckte die geschmackvolle Dame fleißig an ihrem Ehebären; aber zu alt, um sein Wesen zu ändern, hing er fest an seinen eingewurzelten Gewohnheiten, kleidete sich am liebsten in die braune Leibfarbe der Fleischer, und eine Heerde pohlnischer oder ungarischer Ochsen war ihm das angenehmste Schauspiel. Zwischen sie und die meisterhaftesten Kunstwerke des Alterthums in die Mitte gestellt, hätte er gewiß seine Augen auf jene geheftet, und diese keines Blickes gewürdigt.

Im Hintergebäude des griechischen Pallastes hatte ihm seine Gemahlin ein eignes Stübchen eingeräumt, wo er ganz nach seiner Laune, wie ein ehrlicher Bürger und Meister, leben durfte. Da saß er denn Tage lang in einem braunen Ueberrocke, schmauchte Tabak, und studierte den

Kalender, worin ihm hauptsächlich die Viehmärkte wichtig waren, von denen er die Zeiten, wenn sie in den Städten und Flecken des ganzen Landes gehalten wurden, am Schnürchen herzusagen wußte. Er nahm noch als Geheimer Rath so warmen Antheil daran, daß er es allezeit in seinem Kalender sorgfältig anmerkte, wenn er in den Zeitungen fand, daß eine solche Messe, wegen entstandener Viehseuche, eingestellt oder von dem ihr bestimmten Tage auf einen andern verlegt worden war.

6.

Die attische Biene.

Die Ehe unsers hochadeligen Paares war mit einem einzigen Kinde, mit einer Tochter, gesegnet. Als sie das Licht erblickte, entspann sich zwischen den Aeltern ein Streit über den Nahmen, den man ihr beylegen wollte. Der Vater verlangte, sie solle Rosine oder Margarethe heißen; die Mutter entsetzte sich über diesen gemeinen Einfall, schlug den griechischen Nahmen Aspasia vor, und drang, nach einem heftigen Wortwechsel, mit ihrem Willen durch. Doch beynahe hätte ihr der Geistliche, der die Haustaufe verrichtete, den Sieg wieder aus den Händen gewunden. Er, ein alter Rechtgläubiger, der erst kurz zuvor vom Lande in

die Stadt versetzt worden war, schüttelte bedenklich sein Haupt, als man ihm sagte, daß der Täufling Aspasia genannt werden solle. „Ein heidnischer Nahme!“ sprach er verlegen. „Hätten Dieselben nicht unmaßgeblich einen christlichen in Bereitschaft?“ — Der Kindtaufvater rief schnell und freudig: „Rosine!“ — Aber schon hatte die Wöchnerin den Geistlichen an ihr Prunkbett gewinkt, ihm die Hand gedrückt, und ihm ein paar Wörtchen ins Ohr geraunt, die seine Grillen über den heidnischen Gräuel, den er ins Kirchenbuch eintragen sollte, plötzlich zerstreuten. Er trat wohlgemuth an den Tauftisch, sprach laut und mit sichtbarem Wohlgefallen den Nahmen Aspasia aus, und vertraute nachher einem Freunde, daß die Frau Wöchnerin seinen Scrupel durch handgreiflich wichtige Gründe gehoben habe.

Fräulein Aspasia war damahls, als Wilhelm sie kennen lernte, siebzehn Jahre alt, und hielt sich, mit dem Dichter Bürger zu reden, für die Kaiserin der Schönen. Häßlich war sie freylich nicht; sie zeichnete sich durch einen vortrefflichen Wuchs und feine, regelmäßige Gesichtszüge vor den meisten ihrer vermeinten Unterthaninnen aus: doch fehlte noch viel zur Kaiserin, und ihr frecher Stolz, der über alles verächtlich die Nase rümpfte, machte sie sogar zu einem widrigen Geschöpfe. Sie war die griechische Modepuppe der Residenz, kleidete sich wie eine öffentliche Hetäre, und legte das Engelsgewand der Schamhaftigkeit völlig ab. Die weibliche Sittlichkeit der Hauptstadt bekam durch ihr wildes Beyspiel einen merklichen Stoß. Alle Mädchen ihres Standes und Alters waren darauf erpicht, sie zum Muster zu nehmen, und die Lorbern des Sieges über

Männerherzen mit ihr zu theilen: denn es ließ sich nicht läugnen, daß die griechische Tracht ihrer schlanken Gestalt sehr günstig war, und sie in das vortheilhafteste Licht setzte. Doch gab es auch recht artige junge Frauenzimmer, die jenes allzu freye Kostum nicht nachahmten, und im Gegentheil darauf schmälten: das waren aber meistens nur die, denen ihre vernünftigen Aeltern durchaus nicht erlaubten, sich unanständig entblößt auf der Gasse sehen zu lassen.

Aspasien warnte der Hausarzt fast täglich vor den nachtheiligen, die Gesundheit zerstörenden Folgen ihrer leichten, dem rauhen deutschen Himmelsstriche trotzenden Bekleidung. „Fräulein! Fräulein!“ — sprach er oft — „fordern Sie den Tod nicht heraus! Sie werden sonst, denken Sie an mich, ein frühes Opfer der griechischen Mode!“ — Doch das war

alles in den Wind geredet. Sie warf das Näschen höhnisch empor, und lachte ihm ins Gesicht. „Predigen Sie mir doch nicht immer so vor, Herr Doktor!“ antwortete sie einst. „Denken Sie denn durch die Wunderkraft Ihres Pelzrocks ein hundertjähriges Alter zu erreichen? — Ich mache mir nichts daraus, im zwanzigsten Jahre zu sterben, wenn ich nur bis dahin mit Geschmack gekleidet gewesen bin.“ — „Ein elender Heldentod!“ versetzte der Arzt, und gab sich nachher weniger Mühe, die Kleidernärrin klüger zu machen.

Gleich neben ihr wollen wir einem Hausfreunde, der sich beynahe zum Range eines Familiengliedes empor geschwungen hatte, seinen Ehrenplatz anweisen. Sein Nahme war Wasserfloh. Er nannte sich einen Gelehrten, und war es gerade so, wie Aspasiens Vater eine Excellenz.

Doch sprach über Künste und Wissenschaften niemand entscheidender als er. Besonders hatte die Poesie das leidige Schicksal, immer von ihm gehudelt zu werden. Shakespear und Göthe waren die Götter, die er anbetete. Ueber Klopstock und alle Andere, die von einfältigen Leuten für Dichter gehalten werden, brach er ohne Barmherzigkeit den Stab. „Ihre sogenannte Begeisterung,“ sprach er, „ist ein kraftloses Strohfeuer, bey dem man keinen Kaffee kochen kann.“ — Drum jagte er die armen Sünder, sammt und sonders vom Musenberge herunter, und setzte sich selbst, mit einem Bündel Sonnetten unter dem Arm, auf der Spitze des Parnasses, neben Shakespear und Göthe recht breit. Wollte man ihn unbändig lachen hören, so durfte man nur den Nahmen Kotzebue nennen. Wer aber unverschämt genug war, zu behaupten,

daß dieser dramatische Dichter doch manches artige Lustspiel geschrieben habe, der erhielt keine Antwort als stummes Achselzucken und einen vornehmen Blick über die Achsel, der verständlich sagte: Du bist ein Grützkopf, eine gemeine Natur! —

Herr Wasserfloh war denn auch, weil es die Mode so mit sich brachte, ein graeculus homo, wie wir noch in unsern Tagen recht viele zu kennen die Ehre haben. „Die Griechen! — die Griechen!" — war immer sein drittes Wort. Alle Völker des Erdbodens, die von Erschaffung der Welt an geblüht haben und noch blühen, galten ihm nichts gegen die Griechen! die Griechen! Nicht genug, daß er an ihnen rühmte, was des Ruhmes werth war.: er fand auch ihre eigenthümlichen Laster und Ausschweifungen der schändlichsten Art, die, zur Ehre unsrer reinern

Sitt-

Sittlichkeit, minder oder gar nicht bey uns im Schwange gehen, ganz allerliebst, und spöttelte frech über Empfindsamkeit und Herzensliebe, weil seine werthen Griechen sich mit diesen armseligen Schwachheiten nicht abgegeben, sondern in der Regel nur fein thierisch ihr Geschlecht fortgepflanzt hatten.

Dieses feine Männchen war also der Hausfreund und tägliche Gesellschafter der Geheimen Räthin. Man wollte sagen, er sey ihr noch mehr; doch das waren unverbürgte Gerüchte. Nur das ist gewiß, daß er außerordentlich viel bey ihr galt, und daß er es vorzüglich war, der ihr die griechischen Raupen in den Kopf setzte. Sie nannte ihn die attische Biene: ein Ehrennahme, den die Griechen dem Sophokles, Xenophon und andern geistreichen Männern beylegten; daher denn freylich auch der gelehrte Wasserfloh den

gerechtesten Anspruch darauf hatte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! —

7.

Der Geburtstag.

Madame Frank hatte nicht vergessen, den Umschlag ihres Briefes mit einer derben Fraktur-Excellenz zu bezeichnen, damit er nicht an der Gränze des Alfanzischen Griechenlandes, wie eine verbothene Waare, zurück gewiesen werden sollte. Dieser Stempel, nach welchem der Ceremonienmeister im Vorzimmer mit gierigen Augen blickte, bewirkte denn auch, daß Wilhelm ohne Widerrede gemeldet und sein Besuch

angenommen ward. Aus besondern Gnaden erließ man ihm sogar den langen Kreislauf durchs ganze Haus: wenn dieß nicht etwa aus Besorgniß geschah, daß er in den Göttertempeln, durch die ihn der Weg führte, neue Verwüstungen anrichten möchte.

Frau von Alfanz nahm ihn sehr huldreich auf. Der Brief, worin die künftige Brautwerbung um Aspasien mit schmeichelhaften Wendungen eingeleitet wurde, hatte sie in eine frohe Stimmung versetzt: denn sie, die vormahls auf Pfänder lieh, wußte ein Vermögen von achtzig tausend Thalern, das Wilhelm einst zu hoffen hatte, nach Würden zu schätzen. Aspasia war gegenwärtig, nahm aber, mit sich und dem Spiegel beschäftigt, von dem ihr bestimmten Bräutigam wenig Kenntniß. Die Geheime Räthin lud ihn zu ihrem Geburtsfeste ein, das des folgenden Tages

auf einem nahen Landgute gefeyert werden sollte. Er sagte zu, und empfahl sich.

Da wir hier einmahl vom Brautwerben sprechen, so wollen wir auch gleich Antonio's zweyte Heirath, die wir nicht ganz übergehen können, mit flüchtigen Worten berühren. Die Zeit bis nach der Messe ward ihm zu lange; er schrieb an seinen Freund Wigand, und legte ihm die Fragen vor: ob er Röschens Gemüth genau kenne? ob sie in einem unbescholtenen Ruf stehe, und überhaupt seiner Liebe würdig sey? — Wigand beantwortete diese Fragen mit Ja. Antonio bevollmächtigte ihn nun zum Freywerber, und erhielt bald die Nachricht: Röschen habe seinen Antrag mit Freuden angenommen, und ohne Rückhalt gestanden: daß Antonio ihr seit dem Tage, da er sie aus den Schlingen eines Verführers gerettet habe, unvergeßlich und vor allen Männern lieb

und werth geworden sey. — Kurz darauf reis'te er nach Leipzig, that seine Geschäfte so geschwind als möglich ab, machte auf dem Rückwege eine Abschweifung nach Hühnenthal, und hielt Hochzeit.

Wir haben mit diesem Heyrathsbericht der Zeitfolge um einige Monate vorgegriffen, und kehren nun wieder zur Ordnung der Geschichte zurück.

Die Geheime Räthin hatte den possierlichen Einfall, ihr Wiegenfest im griechischen Styl zu feyern. In Ermangelung eines athenischen Kochs war jedoch die Tafel deutsch bestellt, und man saß auch auf gewöhnlichen Stühlen, weil die gemachten Versuche, auf Ruhebetten liegend zu speisen, nicht gelungen waren. Die Familie hatte mehrere Tage hinter einander Probe gelegen. Die Geheime Räthin, ihre Tochter und der Griechling Wasserfloh fanden sich bald darein; allein der Herr Geheime Rath war

und blieb zu ungeschickt dazu, ungeachtet man sich unsägliche Mühe gab, ihn abzurichten. Liegen konnte er trefflich; nur nicht dabey essen und trinken. Er warf alle Schüsseln und Teller, mit welchen er manövriren mußte, unter den Tisch, und zerbrach Flaschen und Gläser. Seine Ungelehrigkeit schreckte die Geheime Räthin ganz ab, diese griechische Sitte bey der festlichen Tafel in Ausübung zu bringen. „Wer steht uns dafür,“ sagte sie, „daß nicht einer und der andere Gast ein eben so unbehülflicher deutscher Michel ist, und gleiche tolle Wirthschaft anrichtet?“ —

Die Gesellschaft bestand (einige ganz artige junge Leute ausgenommen) meistens aus geistlosen, breiten Alltagsgesichtern, die mit den Blumenkränzen, welche ihnen, beym Anfang der Tafel, ein als Sklavin gekleidetes Mädchen aufsetzte, nicht anders aussahen als Farren und Schafe, die den Göttern geopfert werden sollten.

Die Königin des Festes wies Wilhelmen seinen Platz neben ihrer Tochter an, um den jungen Leuten den Weg zu einem freundlichen Verhältnisse zu öffnen. Es fehlte aber nicht viel, so hätten sie sich mit einander gezankt. Der Jüngling vom Lande war auf die kleinen, zierlichen Aufmerksamkeiten, welche die Damen der großen Welt von den Herren verlangen, nicht eingehetzt, und versäumte sie theils ganz, (weil er nur immer an Luisen dachte, und jedes Glas Wein auf ihre Gesundheit trank) theils erwies er sie nicht mit der feinen Gewandtheit, die einem geübten Weltmann eigen zu seyn pflegt. Ein verständiges Frauenzimmer hätte diesen verzeihlichen Mangel an Lebensart übersehen: Aspasia hingegen rügte ihn durch spöttische Mienen und Geberden, und sprach endlich gar mit ihrem andern Tischnachbar von ländlichen Steifmätzen.

Wilhelm rächte sich augenblicklich. Er fragte seine zweyte Nachbarin, eine sanfte, bescheidene Frau: ob sie das Tages vorher aufgeführte Lustspiel gesehen habe. Sie antwortete Nein. „Sehr Schade!“ sprach er: „Die Hauptrolle des Stücks, eine junge, wilde, von Eigendünkel und Unarten strotzende Närrin, ward trefflich dargestellt. Gestern hielt ich diesen Charakter zwar für ein übertriebenes Zerrbild: aber heute hab' ich mich überzeugt, daß er nach dem Leben gemahlt ist.“ —

Aspasia horchte und bezog, nach Wilhelms Wunsch, jedes Wort auf sich. Sie glühte vor Zorn, und öffnete schon die zitternden Lippen, um ein heftiges Gezänk zu beginnen, als noch glücklicher Weise die von ihr beschlossene Kriegserklärung durch einen seltsamen Auftritt verhüthet wurde, der plötzlich die Augen und Ohren der ganzen Gesellschaft in Beschlag nahm.

Es erschien ein Trupp griechisch geklei-
deter Dorfmusikanten, die mit Flöten und
Schalmeyen ein abscheuliches Katzenkonzert
bliesen. Der Schulmeister (den eine stark
mit Mehl bestreute Stutzperücke verrieth,
die gegen seine rothe Tunika wunderlich
abstach) führte das Chor wie ein Regi-
mentstambour auf, und schlug mächtig
den Takt. An die Spielleute schlossen sich
ungefähr zwanzig Landmädchen, mit wei-
ßen Tuniken angethan. Sie stellten sich,
als die Flöten und Schalmeyen die Oh-
ren eine Weile gefoltert hatten, in ver-
schiedene Reihen, um einen Tanz anzu-
fangen.

Wasserfloh schweigte jetzt durch einen
Wink die Musik, und erklärte der Gesell-
schaft, daß gegenwärtiger Aufzug eine
Nachahmung der altgriechischen Sitte sey,
sich bey Gastmählern von Flötenspielern
und Tänzerinnen belustigen zu lassen. „Die

heitern Athener" — setzte er hinzu — „hatten zwar die angenehme Gewohnheit, ihre Augen an den unbekleideten Gestalten der jungen, schönen Tänzerinnen zu weiden, und sie thaten, wie ich offenherzig gestehen muß, nicht übel daran: aber uns sauersichtigen Deutschen ist nun einmahl ein ängstliches Vorurtheil gegen den göttlichen Stand der Natur angeboren, und es schien daher räthlich, sich darnach zu bequemen." —

„Ey, was! Daran hätte man sich nicht stoßen sollen!" fiel ein alter, glatzköpfiger Kammerherr ärgerlich ein, und musterte mit seiner Lorgnette sehr emsig eine Dirne nach der andern. Erröthend und ernsthaft schlugen die meisten Damen der Gesellschaft die Augen nieder; nur Aspasia und ihre Mutter lachten über das Schelten des Hoffmanns laut auf, und blickten frey umher. Wasserfloh gab den

Tänzerinnen ein Zeichen; sie taumelten eine Viertelstunde lang wie Bären durch einander, und verließen dann wieder, unter der Anführung des Taktschlägers, den Saal.

In derselben Minute ward auch die Tafel aufgehoben. Statt der dabey gewöhnlichen Verbeugungen, kehrten sich Wilhelm und Aspasia den Rücken, und wichen den ganzen Tag einander vorsichtig aus.

8.

Die olympischen Spiele.

Die Geheime Räthin und der Gräculus verschwanden aus der Gesellschaft. Nach einer Stunde kamen sie in prachtvoller griechischer Kleidung zurück. Man drängte sich staunend um sie her; man fragte, was diese glänzende Erscheinung bedeute.

„Wir werden die Ehre haben," antwortete Frau von Alfanz, „Ihnen, meine Damen und Herren, einen Schatten der berühmten olympischen Spiele zu zeigen, die vormahls in Griechenland alle vier Jahre gefeyert wurden. Anfangs war, wie Ihnen bekannt ist, den Frauenzimmern untersagt, sich als Zuschauer dabey einzufinden; es wurden sogar einige, die dieses Verboth übertraten, zum Tode ver-

urtheilt, und von einem Felsen herab gestürzt: dennoch schlichen sich mit der Zeit mehrere Heldenweiber in Mannskleidern ein, mischten sich sogar unter die Wettkämpfer, ersiegten den Preis, und öffneten dadurch ihrem Geschlecht und also auch — mir die Schranken. — Nun von der Vorrede zur Sache! Haben Sie insgesammt die Güte, uns zur Kampfbahn zu begleiten. Nur erwarten Sie von uns ja nicht alle Arten von Spielen, die zu Olympia gewöhnlich waren. Wir halten kein Pferde- und Wagenrennen; wir ringen nicht, und verabscheuen den blutigen Faustkampf: unser kleines Schauspiel, worauf wir gefällige Zuschauer einladen, beschränkt sich auf einen Wettlauf und auf das Schleudern des Diskus oder der Wurfscheibe. Wem diese leichten Uebungen nicht zu unbedeutend scheinen, der folg' uns, und sey unser Richter!" —

Ehren halber konnte sich niemand von der Prozession in den Lustgarten ausschließen, wo ein ebener, grüner Platz zur Rennbahn eingerichtet und mit Schranken umgeben war. Unter den schattigen Bäumen rings umher hatte man für die Zuschauer Sitze bereitet. Das treffliche Musikchor, dessen Bekanntschaft wir bey der Tafel machten, stand im Hintergrunde, und blies den Dessauer Marsch.

Als die Zuschauer ihre Plätze eingenommen hatten, stellten sich die Wettläufer neben einander; die Spielleute schwiegen; es herrschte eine große Stille. Plötzlich gab ein Trompetenstoß das erwartete Zeichen. Die Läufer flogen ihre Bahn. Ein drolliger Anblick! Seit dem Anfange der Welt sah man wohl kein so ungleiches Paar um die Palme der Geschwindigkeit ringen. Die Dame war klein und fast kugelrund; der Griechling baumlang

und klapperdürr. Sie griff mit aller Kraft und Macht weit aus; er hob seine langen Storchbeine gewaltig hoch, setzte sie aber beynahe in seine eigenen Fußstapfen wieder nieder, um ihr nicht den Vorsprung abzugewinnen.

So kamen sie bis in die Mitte der Laufbahn. Hier hatte die keuchende Dame das Unglück, einen Fehltritt zu thun, und zu Boden zu stürzen. Einige Zuschauer brachen wider Willen in ein Gelächter aus, das sie aber gleich wieder erstickten. Wasserfloh war so großmüthig, daß er den Unfall seiner Mitkämpferin nicht zu seinem Vortheil benutzte. Er arbeitete so lange, bis sie sich wieder aufgerafft hatte, mit den Füßen bloß in der Luft, ohne damit eine Spanne weiter zu kommen. Sie setzte den Wettlauf fort. Einige Schritte vom Ziele machte Wasserfloh einen Meisterstreich der Galanterie.

Er fiel sehr geschickt über seine eigenen Beine, und ließ der Dame dadurch Zeit, das Ziel vor ihm zu erreichen. Ein allgemeines Jauchzen erschallte. Die Zuschauer sprangen von ihren Sitzen auf, und wünschten der Siegerin Glück. Aspasia drängte sich vor, umarmte sie mit theatralischer Zärtlichkeit, reichte ihr einen Palmzweig, und setzte ihr eine Blumenkrone auf. Der Besiegte stand von weitem, und hüllte den Kopf in seine Tunika, als sey er von Scham und Betrübniß durchdrungen. Die Siegerin theilte, um ihn zu trösten, den Palmzweig mit ihm.

Beyde schickten sich nun an, den Diskus zu werfen. Dieß war zu Olympia eine dicke Scheibe von Stein oder Metall, welche die Athleten, mit Einem Fuße auf einer kegelförmigen Erhöhung stehend, so weit als möglich zu schleudern suchten. Unsre beyden olympischen Affen wären nicht

nicht im Stande gewesen, eine so schwere Metall- oder Steinmasse, wie dort gebräuchlich war, zu bewegen: sie hatten sich deßhalb ein Paar ziemlich große Wurfteller aus Holz fertigen lassen, und begaben sich damit auf den Platz, wo zwey Kegel in die Erde befestiget waren.

Sehr bedachtsam erstiegen sie diese gefährlichen Postemente, und bemühten sich, mit Einem Fuße darauf zu stehen, und mit dem andern in der Luft zu schweben. Eine Sekunde lang erhielten sie sich im Gleichgewicht; so bald aber die Athletin die erste kleine Bewegung machte, um ihren hölzernen Teller von sich zu werfen, verlor sie die Balance, und fiel mit einem Nothschrey zur Erde. Der höfliche Athlet besann sich keinen Augenblick, diese Partie mit zu machen. Plauz! lag er neben ihr. Die Zuschauer kamen der Gefallenen zu Hülfe; man bat und beschwor

sie, diese halsbrechende Wettübung zu unterlassen; aber sie antwortete mit Heldenstolz: das würde ihr ewig zur Schande gereichen; sie müsse schlechterdings einen neuen Versuch wagen, wenn sie auch Gesundheit und Leben darüber in die Schanze schlagen sollte.

Trotz dieser heroischen Erklärung erlaubte sie jedoch einigen freundschaftlichen Händen, sie auf den Kegel hinauf zu heben, und so lange fest zu halten, bis sie den Wurfteller geschleudert hatte. Er flog etwa drey Schritte weit, und blieb geduldig liegen, anstatt daß er, wie ein Rad, in der Bahn fortrollen sollte.

Wasserfloh hatte ihren Wurf abgewartet, um den seinigen darnach zu mäßigen. Da es aber fast nicht möglich war, den Flug seiner Scheibe nach einem nähern Platze zu lenken, so warf er sie mit verstellter Ungeschicklichkeit über seinen Kopf, und

ließ sich weidlich auslachen. Die Siegerin ward wieder unter allgemeinem Jubel gekrönt.

Sie forderte nun zum Scherz ihren schwerfälligen Gemahl auf, einen Wettlauf mit ihr zu versuchen. Er dankte gehorsamst. Wilhelm, der bisher dem Possenspiele mit stillem Lächeln zugesehen hatte, mischte sich jetzt ins Gespräch, um der Gesellschaft zu zeigen, daß auch er mit den olympischen Spielen nicht unbekannt sey. „Der Herr Geheime Rath,“ fing er an, „thun sehr recht, daß Sie bey Ihrer gesegneten Korpulenz keinen Anspruch auf Behendigkeit machen. Sie hätten dagegen gewiß Kraft und Stärke genug, die Rolle des bekannten Milon von Crotona zu spielen, der einst bey den olympischen Spielen einen Schwank machte, um den ihn vielleicht Simson beneidet hätte. Er trug nähmlich auf seiner Schulter einen

zweyjährigen Stier die Rennbahn entlang, tödtete ihn am Ziel mit einem einzigen Faustschlage, und verzehrte noch an demselben Tage, ohne Gäste zu bitten, das ganze Rind allein." —

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so warf ihm die Geheime Räthin einen Furienblick zu, und kehrte ihm barsch den Rücken. Die übrige Gesellschaft lächelte verlegen. Niemand antwortete ihm. Er wußte sich diese Begegnung nicht zu erklären. Aber bald fiel ihm mit Schrecken die Herkunft des Geheimen Raths ein, und nun ward es ihm deutlich, daß man seine Erzählung für einen satyrischen Hieb gehalten hatte. Das that ihm um so mehr leid, da er auf der Stelle keine Möglichkeit sah, die Scharte wieder auszuwetzen. Eine Entschuldigung hätte die Sache noch schlimmer gemacht. Drum schien ihm der beste Rath, den ange-

fachten Zorn von selbst verrauchen zu lassen.

Die Gesellschaft fuhr und ritt bald darauf nach der Stadt zurück. Der Tumult des Abschiednehmens kam ihm zu Statten, daß er sich unbemerkt entfernen und auf den Weg machen konnte.

9.

Die vertrauliche Frage.

Eines der folgenden Tage ließ ihn der Geheime Rath zu sich einladen, weil er über eine gewisse Sache mit ihm unter vier Augen zu sprechen habe. Der wird mir tüchtig den Leviten lesen! dachte Wilhelm: Er fordert mich allenfalls gar auf

Pistolen! — Indessen war ihm nicht bange, mit Sr. Excellenz fertig zu werden. Da er vollends von dem Bedienten erfuhr, daß die olympische Siegerin verreis't sey, und erst nach einigen Tagen zurück komme, so versprach er ohne Bedenken, seine Aufwartung zu machen.

Herr von Alfanz empfing ihn sehr freundschaftlich in seinem Tabaksstübchen. „Hören Sie doch," fing er an, „Sie erzählten neulich auf meinem Landgute ein wunderbares Histörchen von einem Manne — wie hieß er doch gleich? Mi... Mi..."

„Milon von Crotona vielleicht?" fiel Wilhelm ein.

„Richtig! Milon von Crotona. Das muß ein Hexenmeister gewesen seyn! Einen zweyjährigen Stier auf der Schulter zu tragen — Hahaha! ein lustiges Mährlein! Gestehn Sie's nur!" —

„Ich bitt' um Verzeihung, Herr Geheimer Rath! Die Geschichte ist wahr. Ich könnt' Ihnen allenfalls hundert und mehr Bücher nennen, worin sie von glaubwürdigen Männern erzählt wird.“

„Herr Je! ist das möglich? — Nun, so sagen Sie mir doch: wie viel Pfund wog das Rind?“

„Davon schweigen die Geschichtschreiber.“

„Ey, über die dummen Leute! Das ist gerade die Hauptsache!“ —

„Allerdings! Aber leicht mag das Thierchen wohl in keinem Falle gewesen seyn.“ —

„Und mit einem einzigen Faustschlage hat er's getödtet?“ —

„So sagen die Skribenten.“

„Das übersteigt nun vollends allen Glauben. Ich weiß aus Erfahrung, wie schwer es manchmahl mit einer eisernen Axt hält, eine solche hartköpfige Bestie auf

den ersten Schlag zum Stürzen zu bringen.“ —

Wilhelm schwieg, weil er diese offenherzige Anspielung auf die Tage der Vorzeit für einen Fallstrick ansah.

„Das können Sie mir sicher glauben;“ setzte der Geheime Rath lachend hinzu: „denn ich habe manchem ehrlichen Ochsen das Lebenslicht ausgeblasen.“

Wilhelm schwieg noch immer.

„Ich schäme mich gar nicht zu gestehen,“ fuhr Jener fort, „daß ich in meiner Jugend ein Fleischer gewesen bin. Wer kann für seine Herkunft? Mein Vater war Hofmetzger, und erzog mich zu seinem Handwerke. Ist denn das eine Schande?“ —

„Nein, Herr Geheimer Rath!“ antwortete Wilhelm. „Kein vernünftiger Mensch wird Ihnen darüber einen Vorwurf machen.“

„O, meine gnädige Frau thut's sehr oft! Aber jetzt will ich ihr den Daumen auf's Auge setzen. Sieh, will ich sagen, Du lobst immer alles, was in Deinem alten Griechenland geschehn ist, und nun will ich Dir beweisen, daß vor Zeiten ein Edelmann in Griechenland mit eigner Hand einen Ochsen geschlachtet hat." —

„So? Haben Sie darüber Nachrichten?"

„Wie seltsam Sie fragen! Ich meine den Herrn von Crotona." —

„Verzeihen Sie! Hier herrscht ein kleines Mißverständniß. Der Nahme des starken Mannes war Milon und sein Geburtsort Crotona." —

„Blitz! da wär' ich bey meiner Frau schön in die Tinte gekommen. Er war also wirklich kein Edelmann?"

„Ich zweifle sehr. Unser heutiges Adelthum war damahls noch unbekannt.

Es gab edle Männer, aber keine Edelleute." —

„Sapperment! das ärgert mich. Und auch Ihretwegen, Herr Frank, ist mir das Ding nicht lieb; denn ich will's Ihnen als guter Freund entdecken, daß Sie durch Milons Geschichte das Kalb in die Augen geschlagen haben. Meine Frau läßt sich's nicht ausreden: die Sache sey eine Fabel, und bloß von Ihnen ersonnen, um mir mein gelerntes Handwerk vorzurücken."

Wilhelm betheuerte, daß er nicht daran gedacht habe.

„Goldschatz, ich glaub's Ihnen; aber Sie wissen, wie's geht. Die meisten Weiberchen spötteln selbst gern über alles, und denken daher, daß andere Zungen eben so stechen. Nur das wundert mich, junger Mann, daß Sie mit meiner Tochter krakeelt haben. Wenn das am grünen Holze

geschieht, was soll am dürren werden? Wie soll's dann mit euch aussehen, wenn ihr mit einander vor dem Altar gestanden habt?" —

Staunend über diesen väterlichen Verweis, entgegnete Wilhelm: hier müsse wohl wieder ein Mißverständniß obwalten. Das Fräulein besitze Eigenschaften genug, einen Mann glücklich zu machen: er aber könne nicht dieser Glückliche seyn, weil er schon mit einem andern Mädchen den Gang zum Altar verabredet habe.

„So begreif' ich nicht, was die liebe Mama will!" rief der Geheime Rath. „Sie hat meiner Frau geschrieben, daß es ihr höchster Wunsch sey, zwischen Ihnen und unserer Aspasia eine Heirath zu stiften." —

„Ein sonderbarer Schritt von meiner Mutter! Sie weiß doch, daß mein Herz nicht mehr frey ist." —

„Macht was ihr wollt! Ich mische mich nicht in diesen Wirrwarr. Nur so viel will ich Ihnen noch vertrauen, daß meine Frau gestern an Ihre Mutter geschrieben, und Sie wegen des Milons und wegen der Häkeleyen mit meiner Tochter verklagt hat. Sie mögen immer auf eine Vertheidigung denken. Aber die Hand auf den Mund, und mich nicht verrathen! Meine Frau darf gar nicht wissen, daß ich mit Ihnen gesprochen habe. Ich ließ Sie bloß her bitten, um von Ihnen das Gewicht des griechischen Stiers im Vertrauen zu erfahren; und so gab denn ein Wort das andre. Uebrigens heirathen Sie meine Tochter oder nicht, wir bleiben gute Freunde.“ —

10.

Der Spielball.

Wilhelm schrieb noch desselben Tages an seine Mutter, um die gegen ihn erhobene Klage zu entkräften. Er meldete ihr aufrichtig, was bey dem Geburtsfeste vorgefallen war, und berief sich wegen Milons von Crotona auf den Pastor Trufelius, der ihm diese Anekdote erzählt habe.

Der Brief der Geheimen Räthin kam einen Posttag früher als der seinige in Hühnenthal an, und erregte viel Aergerniß. Herr Frank lachte zwar herzlich darüber, daß Wilhelm mit seiner Bücherweisheit einen solchen Placker gemacht hatte: dagegen mißbilligte er die Händel mit dem Fräulein von Alfanz eben so sehr als seine Gattin. Beyde schoben alle

Schuld auf Luisen, und gingen in ihrer Erbitterung so weit, daß sie dem guten Mädchen den Tod wünschten.

Madame Frank war vor allen Dingen darauf bedacht, ihre beleidigte Freundin wieder zu versöhnen. Sie wandte sich an den Pfarrer Trufelius, und ersuchte ihn um ein schriftliches Zeugniß, daß Milon von Crotona wirklich einen Stier getragen, getödtet und verzehrt habe. Das war Wasser auf des Pfarrers Mühle. Er nahm sich vor, den ganzen Umfang seiner Gelehrsamkeit dabey zu zeigen, und entwarf eine weitläuftige Abhandlung, die er mit zahllosen griechischen und lateinischen Noten spickte. Dieses gründliche Werk forderte viel Zeit. Er verschrieb sich dazu Bücher aus fernen Orten. Madame Frank verging fast vor Ungeduld, und schickte ihm Bothen über Bothen, die das Attestat abhohlen sollten, aber

nur immer den leeren Trost zurück brachten, daß es bald fertig seyn werde.

Das dauerte gegen zwey Monate, und würde noch länger gewährt haben, wenn der Pastor nicht indessen sein geistliches Amt fast ganz an den Nagel gehangen hätte. Er forderte von einem Sonntage zum andern dienstbeflissene Kandidaten auf, für ihn Gastpredigten zu halten, damit er an seinem Traktat ungestört arbeiten konnte. So kam denn endlich ein Wälzer von dreyßig enge geschriebenen Bogen zu Stande. Die ganze Geschichte Griechenlands und Simsons und Herkuls Lebensläufe waren darein verwebt. In Rücksicht der Reichhaltigkeit dieser Materien muß man gestehen, daß sich unser Autor immer noch kurz genug faßte. Schrieb doch ein Gelehrter, Nahmens Martorelli, über ein altes Tintenfaß einen ungeheuern Folianten. —

Wilhelm, der nicht wußte, daß die mühsame Ausarbeitung des Pfarrers in Steindorf den Stillstand des Briefwechsels mit seiner Mutter verursachte, wunderte sich sehr, daß er von ihr keine Antwort bekam. Doch war es ihm darum nicht unangenehm, weil er so auch von Anspornungen, der olympischen Siegerin und ihrer naseweisen Tochter zu höfeln, befreyt blieb. Er sah und hörte nichts von dieser hohen Familie, und beschäftigte sich ruhig mit Mathematik und andern Wissenschaften. Nebenbey schrieb er fleißig an Luisen, und erhielt die herzlichsten Briefe von ihr. Zur Erhohlung besuchte er das Theater, wenn meisterhafte Lustspiele gegeben wurden, die ihm Antonio als eine Fundgrube der Welt- und Menschenkenntniß empfahl. An Kassenstücken voll Pomp und wildem Rumor fand er kein Behagen. So oft ein solches Schau-

spiel

spiel angekündigt war, blieb er zu Hause, und verplauderte lieber den Abend mit Antonio und dessen wackern Gattin, die sich in den Ton der Stadt so leicht fand, als sey sie da geboren und erzogen. Ein Gespräch mit ihr von Luisen ergötzte Wilhelmen mehr als das schauerliche Getöse der Schlachten, die auf zierlich gehobelten Bretern und unter krystallenen Kronleuchtern geliefert werden.

An gewissen Tagen in jeder Woche kamen auch noch die Herren ins Haus, die ihm am Abend vor seiner Verhaftung Räthsel aufgaben. Da ward denn manche paradoxe Meinung zum Scherz durchgefochten. Unter andern warf er selbst einst die Kantische Lehre von der Pflicht der Wahrheit (womit Trufelius den Katheder in Hühnenthal einweihte) als Spielball auf die Bahn. Damahls bestritt er diesen strengen Lehrsatz; jetzt vertheidigte

er ihn. Die ganze Gesellschaft erhob ihre Stimme dagegen: allein er ließ sich nicht übertäuben; er kämpfte fast eine Stunde lang ritterlich. Antonio ward zuletzt über seine Hartnäckigkeit beynahe böse. „Nun, Sie sollen Recht haben, Sie Starrkopf!“ sprach er. „Aber ich warne Sie, Ritter der Wahrheit, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht etwa über kurz oder lang ein Feind in meinem Hause aufsucht. Ich liefere Sie, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ihm aus, wenn Sie sich auch auf dem obersten Boden oder im Keller verkrochen hätten!“ — So endigte sich der Streit mit Lachen; doch blieb er nicht ganz ohne Folgen.

II.

Der Kampfplatz.

So bald Madame Frank den gelehrten Wulst, über den sich ihr Mann nicht satt lachen konnte, aus Steindorf erhielt, schrieb sie einen Brief an die Geheime Räthin dazu, und sandte das Packet ihrem Sohne zur Uebergabe. Dabey befahl sie in einem ungewöhnlich harten Tone: die Frau von Alfanz und ihre Tochter um Verzeihung zu bitten, und Luisen nun ernstlich aufzugeben; sonst müßte man, setzte sie drohend hinzu, gegen diese Unheilsstifterin und ihre Aeltern Maßregeln ergreifen, die ihnen nicht gefallen würden, und er selbst laufe Gefahr, von seinem äußerst erbitterten Vater enterbt zu werden.

Diese ungerechte Strenge machte Wilhelmen böses Geblüt. Er schwor in seinem Herzen, keinem Schicksal, das ihn seiner Liebe wegen treffen könnte, den Nacken zu beugen, und nicht um alle Schätze der Welt Luisen zu entsagen. Die Drohungen gegen sie setzten ihn wenig in Sorgen. „Was kann man ihr thun?" rief er aus. „Sie ist das schuldloseste Geschöpf unter der Sonne, und ihre Aeltern sind ehrliche Leute." —

Die Familie Alfanz ward ihm nun in den Tod verhaßt, da ihretwegen Luise Verfolgungen leiden sollte. Er konnte sich nicht überwinden, den Brief seiner Mutter persönlich abzugeben, sondern schickte ihn der Geheimen Räthin ins Haus, und kümmerte sich nicht weiter darum.

Einige Tage nachher ließ sie ihn in ihren Garten, nahe bey der Stadt, zu einem Gastmahl einladen. Er ging mit Wider-

willen dahin, und that es bloß seiner Mutter zu Gefallen. Als er ankam, ballte die Geheime Räthin schalkhaft ihre runde Hand gegen ihn, war übrigens sehr höflich, und gedachte der alten Fehde so wenig als er. Aspasia schmollte noch, schnitt ihm Gesichter wie eine hämische Meerkatze, und wich ihm überall aus, als hätte er das gelbe Fieber.

Herr Wasserfloh, der natürlicher Weise in der Gesellschaft nicht fehlte, war dieß Mahl nicht griechisch gekleidet, sondern trug sich in der abenteuerlichsten Fratzentracht eines französischen Karrikaturgecken zur Schau. Besonders entstellten ihn ein Paar ungeheuer weite Schifferhosen. *)

*) Dem Erzähler ist sehr wohl bekannt, daß die feine Welt das Wort Hose als unanständig in den Bann gethan hat: es läßt sich aber in Zusammensetzungen und im komischen Styl nicht entbehren, besonders wenn man dieses Kleidungsstücks mehrmahls hinter einander erwähnen muß, wie hier der Fall seyn wird.

Sie umflatterten, wie schlaffe Segel, seine Spillbeine, und verhielten sich zu ihnen ungefähr wie ein Getreidesack zum Stiel einer thönernen Tabakspfeife. Der Griechling schien sich in dieser abgeschmackten Kleidung ungemein zu gefallen, würde sie aber wahrscheinlich zu Hause gelassen haben, wenn ihm das Unglück geahnt hätte, das ihm nach der Tafel, als sich die Gesellschaft in einer schattigen Gegend des Gartens befand, damit begegnete.

Ein Lieblingskätzchen der Geheimen Räthin, das sie überall mit sich herum trug, und jetzt im Grase zu ihren Füßen saß, entzweyte sich mit einem Schooßhunde, den eine andere Dame mitgebracht hatte. Der kleine Bramarbas neckte, biß und jagte die Katze; sie suchte fliehend ein Schlupfloch, und glaubte dieß in Wasserflohs geräumigen Beinkleidern zu finden, worin allerdings ein halbes Schock

Katzen bequem herbergen konnten. Da sie mit ihm sehr bekannt und vertraut war, so rechnete sie darauf, daß er ihr diese Freystätte nicht versagen werde, und fuhr also, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu bitten, in seine Pluderhosen hinein, die ihr unten über den Schuhen, wo sie aufgeschlitzt und nicht befestigt waren, ein großes Thor öffneten. Aber leider! war ihrem Feinde dieses Asyl nicht heilig: er folgte rasch ihr nach. Wasserfloh sprang, als er seine Pantalons zu einem Kriegsschauplatz werden sah, entrüstet vom Stuhl auf, um sich dadurch der streitenden Parteyen zu entledigen. Allein das war vergebens. Die Katze lief mit der ihrem Geschlechte eigenen Behendigkeit an seinen Beinen hinauf, der Hund kletterte, wie ein Schorsteinfeger, ihr nach, und nun begann oben im Hintergrunde der Beinkleider, wo sie den weitesten Tummelplatz

anbothen, ein neues, hitziges Treffen. Der Eigenthümer des Schlachtfeldes wußte sich weder zu rathen noch zu helfen, und machte ein jämmerliches Gesicht, das zwischen Lachen und Weinen schwankte.

Wilhelm sah die Noth des armen Griechlings, und schaffte — mehr aus Muthwillen als guter Absicht — schleunige Hülfe. Er hob ihm den Frack hinten auf, und zerschnitt mit einem scharfen Messer den Gürtel der Hosen, die sich, von den kämpfenden Thieren beunruhigt, wie Wasserwogen bewegten. Schnell sanken sie von den Hüften herab, und Hund und Katze, die sich noch immer bey den Köpfen hatten, burzelten heraus. Da erhob sich ein unauslöschliches Gelächter, wobey das gewaltige Haha des Geheimen Raths alle andere Stimmen überschallte. Schamhaft äugelten die kichernden Damen hinter ihren Fächern hervor; doch ohne

Grund befürchteten sie einen unanständigen Anblick. Die entgürtelten Beinkleider waren bloß ein leichter Ueberwurf anderer, die sich vor den keuschesten Augen sehen lassen konnten.

Die einzige Person, die bey diesem Vorfall nicht lachte, war die Geheime Räthin. Die Schande ihres Hausfreundes und die Leiden ihres Kätzchens waren zwey Dolche von gleicher Schärfe für ihr empfindsames Herz. Sie sprang zornig auf, um das kleine, liebe Geschöpf dem Hunde aus den Zähnen zu rücken; und als dieß glücklich gelungen war, nahm sie den bestürzten Wasserfloh in ihren Schutz. „Mein Herr," sprach sie zu Wilhelmen, „ich habe Sie nicht in diese Gesellschaft gebeten, um alte Freunde meines Hauses von Ihnen beleidigen zu sehen." —

„Excellenz verzeihen, das war nicht meine Absicht." —

„Schweigen Sie, schweigen Sie! Man hält wohl Ihren grünen Jahren und Ihrer ländlichen Erziehung kleine Verstöße wider die Höflichkeit zu gute —"

„Wer also in der Stadt grau geworden ist, darf große begehn?" —

„Sie werden immer unartiger, und fahren gerade so fort, wie Sie es an meinem Geburstag anfingen. Die ganze Gesellschaft ergötzte sich an den kleinen Belustigungen, die ich veranstaltet hatte; nur Sie saßen da, und drückten durch Ihre Mienen Spott und Tadel aus." —

„Diese Beschuldigung möchte wohl schwer zu beweisen seyn. Indessen gesteh' ich, daß mir ein griechischer Wettlauf mitten in Deutschland ein wenig sonderbar schien." —

„Urtheilen Sie doch ja über nichts, was mit Griechenland in Beziehung steht!

Denn Sie sind — was die Griechen einen Barbaren nannten." —

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich den Spieß umkehre! Die stolzen Griechen nannten jeden, der nicht zu ihrem Volke gehörte, einen Barbaren; und so sollte man in Deutschland diejenigen nennen, die ihr ehrenwerthes Vaterland verachten, und sich durch Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche von ihm trennen und lossagen." —

„Herr Frank! Sie sind — Sie betragen sich —"

„Schmiedet eure Zungen auf dem Amboß der Wahrheit! — sang der berühmte Dichter Pindar. — Diese Lehre hab' ich befolgt, und ich hoffe, die gnädige Frau werden das gut heißen, da Pindar ein griechischer Dichter war." —

Dieser Wortwechsel, den wir nicht weiter genau protokolliren, ward immer

lebhafter und endlich ein heftiger Zank. Auch Wasserfloh und Aspasia mischten sich darein. Jener sprach mit hoch aufgeworfener Nase von Gemeinheit. „Sie schelten immer auf Gemeinheit!" versetzte Wilhelm: „Sogar Ihre Poesie schimpft auf Gemeinheit! Und doch ist nichts in der Welt so gemein als — Gecken und schlechte Verse!" — Mit diesen Worten griff er nach seinem Hute. Die Geheime Räthin rief ihm zu: er möge sie künftig mit Besuchen verschonen. „Sie haben nicht nöthig, sich dagegen zu verwahren!" antwortete er. „Ich that eben in meinem Herzen den Schwur, mich Ihnen nie wieder zu nähern; und wenn ich ihn jemahls breche, so strafe mich der Himmel mit dem fürchterlichsten Anfall der Gräcomanie!" —

Dieß sagend machte er der übrigen Gesellschaft eine Verbeugung, und verließ

eilig den Garten. Frau von Alfanz schrieb, so bald sich ihre Gäste weg begeben hatten, einen bitterbösen Brief nach Hühnenthal, schilderte Wilhelms Aufführung mit den schwärzesten Farben, brach die Heirathsverhandlungen völlig ab, und verbat alle weitere darauf Bezug habende Korrespondenz.

12.

Die Schleppe.

Ehe noch Wilhelm die schlimmen Wirkungen dieses Klageschreibens erfuhr, gerieth er in andere verdrießliche Händel.

Er ging eines Mittags in ein Gast-

haus, um da zu speisen, und hatte sich kaum an die öffentliche Wirthstafel gesetzt, als der Lieutenant Schierling mit großem Geräusch ankam, und nicht weit von ihm einen Platz wählte. Starr sahen sie einen Augenblick einander an, ohne sich zu grüßen. Wilhelm hätte gern das Speisezimmer wieder verlassen; allein er blieb, damit der Officier nicht glauben sollte, man fürchte sich vor ihm.

Die meisten Tischgäste waren junge Herren von des Lieutenants Bekanntschaft. Es ward Anfangs vom Theater und besonders von den Reitzen der Schauspielerinnen gesprochen. „Je nun ja,“ fiel Herr von Schierling einem Lobredner ins Wort, „bey Lichtern und Lampen nimmt sich die Gesichtsmahlerey dieser Damen vortrefflich aus. Ich halt's aber mit der lieben Natur, und ich kenne ein gewisses Mädchen auf dem Lande, das all' Eure

geschminkten Göttinnen weit hinter sich läßt.“ —

„Hm!“ versetzte Jener: „rothbäckige Bauerdirnen gibt's genug; deßhalb sind sie aber nicht schön. Dazu gehört eine zarte Gestalt und feine Gesichtszüge.“

„Dieß alles besitzt das Mädel, das ich meine!“ entgegnete Schierling: „Und ich bitte mir aus, die Königin meines Herzens keine Bauerdirne zu schelten! Ihr Vater ist ein halbgeistlicher Herr und ein ganzer Schulmeister.“ —

Diese Witzeley ward belacht. Wilhelmen stieg das Blut ins Gesicht.

„Ich war neulich,“ fuhr Schierling fort, „in der Gegend ihres Wohnorts auf Urlaub. — Das Nest heißt, denk' ich, Hühnenthal. — Kurz, ich sah den holden Engel oft, nur fand ich keine Gelegenheit, mich ihm mit meinen irdischen Begierden zu nähern. Doch aufgeschoben

ist nicht aufgehoben! Ich ruhe nicht, bis ich dieses Röschen gebrochen habe.“ —

„Das werden Sie bleiben lassen, Herr Lieutenant!“ fiel Wilhelm lachend ein, und plötzlich entstand eine allgemeine Stille.

„Ey! wer spricht denn da?“ fragte Schierling mit einem gedehnten, höhnischen, krähenden Tone.

„Ein Mann, den Sie sehr wohl kennen!“ antwortete Wilhelm. „Allenfalls kann ich aber auch Ihrem Gedächtniß mit gewissen Erinnerungen zu Hülfe kommen; nur steh' ich nicht dafür, daß sie Ihnen Ehre bringen.“ —

„Darüber werd' ich mir nach Tische eine Erklärung ausbitten;“ sagte der Lieutenant: „Jetzt hungert mich.“ — Er aß mit Hast, sprach wenig, und kein Wort von Hühnenthal. Seine Erzählung, daß er neuerlich dort gewesen sey, war überhaupt ein bloßer Windschnitt, um Wilhelmen

helmen (dessen Verhältniß mit Luisen ihm noch von der Lagerzeit her bekannt war) zu ärgern und in Unruhe zu setzen.

Als man von der Tafel aufgestanden war, umringten den Herrn von Schierling seine Freunde, und forschten nach dem Nahmen des Tolldreisten, der ihm nicht erlauben wollte, ein hübsches Mädchen zu verführen. Da sie hörten, daß er ein unbedeutender Mensch ohne Rang und Stand sey, so fanden sie seinen Einspruch noch unverzeihlicher, und pflogen heimlich Rath, wie er dafür bestraft werden müsse. Er nahte sich, weil dieses Flüsterns kein Ende ward, dem vertraulichen Zirkel, und fragte den Herrn von Schierling: ob er mit ihm noch etwas zu sprechen habe; er könne sich nicht länger aufhalten.

„Unsere Sache läßt sich hier nicht abthun;" antwortete der Lieutenant: „Sie werden weiter von mir hören!" —

„Und Sie von mir,“ versetzte Wilhelm, „wofern Sie sich beykommen lassen, dem Mädchen in Hühnenthal nachzustellen!“ —

Indem er dieß sagte, erhoben Schierlings Freunde ein unwilliges Gemurmel gegen ihn; er sah einen nach dem andern an; sie schwiegen, und er ging ruhig seines Weges.

Antonio, dem er diesen Vorfall erzählte, nahm die Sache auf die leichte Achsel, und hielt dafür, sie werde von keinen Folgen seyn, weil Herr von Schierling in dem Ruf stehe, daß er mehr Mundwerk als Muth habe. „Mir ist gar nicht bange vor ihm;“ antwortete Wilhelm: „dennoch will ich, wo möglich, einen ernsthaften Streit mit ihm vermeiden. Ich kenne meine Hitze; sie führt mich oft weiter als gut ist. Wenn er also kommen und nach mir fragen sollte, so weisen Sie ihn nur

mit dem Vorwand ab, ich sey nicht zu Hause." —

„Mit nichten, Freund!" rief Antonio lachend: „Was würde Kant dazu sagen, wenn ich so die Wahrheit verletzte? — Wissen Sie noch, was ich Ihnen drohte, als Sie neulich in unsrer Abendgesellschaft seinen Grundsatz so tapfer vertheidigten? — Dabey bleibt es!" —

Wilhelm hielt diese Rede für einen Scherz, und ging, ohne sie zu widerlegen, in sein Zimmer.

Bald darauf hörte er, daß am Vorsaale geklingelt, die Thür von Antonio geöffnet, und der Ankommende zu ihm gewiesen wurde. Starke Schritte polterten über den Saal; ein Faustschlag krachte an seiner Stubenthür; im gleichen Moment ward sie stürmisch aufgerissen, und Herr von Schierling trat mit bedecktem Kopf ins Zimmer.

„Ich erbitte mir vor allen Dingen Höflichkeit!“ rief ihm Wilhelm entgegen, und der Lieutenant warf seinen Hut auf den Tisch.

„Sie haben mich beleidigt!“ fing er an. „Ich würde Genugthuung fordern, wenn ich sie von Ihnen durch den Degen erhalten könnte —“

„Und ich Thor genug wäre, mich mit Ihnen zu schlagen!“ fiel Wilhelm ein.

„Diese Ehre widerfährt Ihnen gar nicht, mein Herr!“ versetzte der Officier.

Wilhelm lachte laut.

„Ich verlange nichts von Ihnen als eine schriftliche Abbitte und Ehrenerklärung, sammt einem förmlichen Widerruf Ihres Vorwurfs, daß Sie Dinge von mir wüßten, die mir zur Schande gereichten.“ —

„Wie? — Ich soll mich und die Wahrheit Lügen strafen? — Nimmer-

mehr! Eine solche Schrift stell' ich in keinem Fall aus!" —

„Herr, Sie müssen!" —

„Keinen Federzug!" —

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?" schnaubte der Lieutenant, indem er ihm den rasch gezogenen Degen auf die Brust setzte.

„Meuchelmörder!" rief Wilhelm, und entrang ihm den Degen. Schierling wollte sein Schwert mit Gewalt wieder erobern. Wilhelm warf es zum Fenster und ihn zur Thür hinaus.

Plötzlich hörte man ein Geschrey auf der Gasse. Es entstand ein Auflauf. Der Degen war senkrecht auf die lange Schleppe eines vorbey gehenden Frauenzimmers herab geschossen, und mitten hindurch in den Boden gedrungen. Das erschrockene Frauenzimmer stand wie gefesselt. Ein Polizeybedienter,

der sich unter den herbey strömenden Leuten befand, zog den Degen aus der Erde, eilte damit in Antonio's Haus, und erkundigte sich genau nach dem Hergang der Sache. Zum Unglück des Entwaffneten war unter der Menge, die sich mit herein drängte, ein Officier von männlichem Alter und ernsthaftem Ansehen. Herr von Schierling rief ihn gegen den Polizeybedienten, der die Auslieferung des Degens verweigerte, zum Beystand auf: allein er zuckte schweigend die Achseln, und ging fort.

Eine Stunde nachher ward Wilhelm verhaftet, und wieder in das feste Stübchen gebracht, das er schon ein halbes Jahr zuvor einige Tage bewohnte. Auch Herr von Schierling mußte sein Quartier mit einem engen Zimmer in der Hauptwache verwechseln. Antonio bereute nun doch, daß er Kants Lehre befolgt, und

den Friedensstörer nicht an der Thür abgewiesen hatte.

13.

Herodes und Pilatus.

Herr Mückenfänger, lächerlichen Andenkens, war abermahl zu Wilhelms Richter ernannt worden. „Ich dachte wohl,“ hob er das Verhör an, „daß wir einander bald an diesem Orte wiedersehen würden!“ — Nun folgte über die Texte: „Unglück ist wohlfeil“ — und „Jugend hat nicht Tugend“ — eine lange Strafpredigt, mit welcher aber wir den Leser nicht strafen wollen.

Ungeachtet Wilhelm sehr verdrießlich war, daß er wieder vor dem heißen Brete stehen mußte, so konnte er sich dennoch mitunter des Lachens nicht enthalten. Das war besonders der Fall, als der Herr Kriminalrath mit unbeschreiblicher Bedächtlichkeit eine Elle ergriff, und die verwundete Schleppe langsam ausmaß, um die Nähe der Todesgefahr des Frauenzimmers zu bestimmen, das übrigens, wie Wilhelm jetzt erfuhr, keine Dame von Stande, sondern eine gemeine Köchin gewesen war, die sich über die Gebühr heraus geputzt, und mit einer Schleppe von richtigen drey Ellen die Gassen gefegt hatte. Dieser Umstand gab ihm einen halb scherzhaften Vertheidigungsgrund an die Hand. Die Köchin, sprach er, sey an dem Schrecken, den sie gehabt habe, selbst Schuld. Hätte sie sich nicht über ihren Stand erhoben, und sich einen so unmä-

ßig langen Prachtschweif angeschafft, so würde sie den hinter sich herab fallenden Degen gar nicht bemerkt haben. „Das verändert nicht den statum causae,“ versetzte der Rath; doch ließ er Wilhelms Ausfall gegen die Schleppenwuth der Dienstmägde sehr ausführlich ins Protokoll eintragen.

Antonio ruhte nicht, bis er seinen Freund aus dem Gefängnisse losgebürgt hatte. Die Untersuchung ging ihren Schneckengang fort. Am Ende blieb Wilhelm zwar mit Strafe verschont, erhielt aber die Weisung, binnen acht Tagen die Hauptstadt zu verlassen. Herr von Schierling ward auf den Antrag seiner Kameraden (die mit ihm, weil er zur Thüre hinaus geworfen worden war, nicht mehr dienen wollten) seiner Officiersstelle für verlustig erklärt, und über dieß, als Urheber des Streits und Hausfrie-

densbrecher, zu einer halbjährigen Festungsgefangenschaft verurtheilt.

Das Kriminalgericht hätte nicht nöthig gehabt, Wilhelmen aus der Stadt zu weisen; denn noch vor Bekanntmachung dieser Sentenz thaten es seine Aeltern. Doch ehe wir von diesem Abruf weiter sprechen, müssen wir zuvor der mancherley Beschwerden und Hiobsposten erwähnen, die ihn veranlaßten. In die Fußstapfen der Geheimen Räthin (die, wie wir schon wissen, nach dem Gezänk über Wasserflohs Beinkleider eine zornsprühende Epistel abgehen ließ) trat der Rath Mückenfänger mit einem ängstlichen, drey Foliobogen starken Sendschreiben, worin beynahe die ganzen Acta criminalia contra Wilhelm Frank kopiert waren, und also auch der Umstand nicht fehlte, daß Luise den Zwist veranlaßt hatte. Diese weitschweifige Relation war nichts als eine Einleitung zu

der Anfrage: ob sich Wilhelm mit Wissen und Willen seiner hoch- und werthgeschätzten Aeltern in der Residenz aufhalte.

Man kann sich vorstellen, was für einen widrigen Eindruck diese beyden Briefe in Hühnenthal machten, wie sehr sie die Galle gegen Luisen erregten! Madame Frank war außer sich, daß die schöne Hoffnung, ihren Sohn in ein adeliges und über dieß sehr reiches Haus zu verheirathen, nun auf Ein Mahl, wie eine bunte Seifenblase, in Nichts zerfloß. Ihr Geburtsstolz hätte vielleicht den Schlag, der ihn traf, bald überwunden: aber ihre Mutterliebe konnte sich nicht zufrieden geben, daß Wilhelm ein Glück verscherzt hatte, das in ihren Augen unersetzlich war. Aus Mutterliebe haßte sie nun Luisen und deren Aeltern so glühend, daß sie ihren Gatten auf alle mögliche Art zur Bedrückung der schuldlosen Familie anreitzte.

Viel Mühe kostete das nicht; denn seit dem Tage, da Wigand (bey Gelegenheit des Korbes, den der Pfarrer in Steindorf bekam) so fest und männlich mit ihm sprach, lag schon der Zunder der Rache in seinem Herzen.

Herodes und Pilatus werden oft Freunde, um einen Dritten gemeinschaftlich zu verfolgen. So ging es auch hier. Herr Frank hatte den schmeichlerischen Pfarrer (der ihm einsmahls, wie sich der Leser erinnern wird, seinen unterthänigsten Dank für eine genossene Mahlzeit durch einen Handkuß bezeigen wollte) bisher sehr kalt behandelt, und ihn nie wieder zur Tafel gezogen: aber jetzt auf Ein Mahl erhielt der geistliche Herr eine Einladung ins Schloß, und konnte sich vor Freude darüber kaum fassen. Ein Schmarotzer, dem eine Weile der Brodkorb hoch gehangen wurde, läßt sich zu allem brauchen, so

bald man ihm den Korb wieder näher rückt. Auch der Herr Pastor versprach mit den heiligsten Betheuerungen gehorsamste Folge, als ihm jetzt der Gerichtsherr bey einem vertraulichen Glase Rheinwein unter den Fuß gab, auf den Schulmeister ein wachsames Auge zu haben, und ihm nicht bey der geringsten Vernachlässigung seines Amtes durch die Finger zu sehen. „Die Kinder meiner Unterthanen“ — sprach der Mann, der sonst ein Verächter des Schulwesens war — „wachsen wie die Hottentotten auf; ihr Lehrer versäumt sie; er kurirt lieber Pferde, als daß er die ihm anvertrauten jungen Seelen bilden sollte. Ich kann als Gerichtsobrigkeit nicht länger dazu still schweigen, und verweise Sie, Herr Pastor, hiermit auf Ihre Pflicht, die Schule fleißig zu visitiren. — Ueber dieß ist der Wigand ein Medikaster, der den Aerzten

ins Handwerk pfuscht, und ein Schlachtopfer seiner Unwissenheit nach dem andern auf den Gottesacker liefert. Seiner störrischen und trotzigen Gemüthsart nicht zu gedenken." —

„Die ich leider schon oft mit der tiefsten Kränkung empfand!" fiel seufzend der Pastor ein. „Können Ew. Wohlgebornen glauben, daß er wie Gleich und Gleich mit mir umgeht, und mir noch nie bey geistlichen Amtsverrichtungen den Priesterrock oder Mantel nachgetragen hat, wie doch alle Schulmeister im ganzen Lande thun?" —

„Ey! warum sind Sie — bald hätt' ich gesagt so ein Schaf — daß Sie das leiden? — Dringen Sie bey der nächsten Gelegenheit darauf, und wenn er sich, wie zu vermuthen ist, mit Unbescheidenheit weigert, so erstatten Sie darüber an Ihre Vorgesetzten Bericht, und fassen Sie

darin alle Beschwerden zusammen, die Sie gegen ihn haben und auftreiben können. Ich werde, so viel in meiner Macht steht, Ihre geistliche Würde jederzeit schützen und handhaben." —

Der Pfarrer war so gerührt, daß ihm Thränen in die Augen traten, und er gelobte nochmahls feyerlich an, den hohen Befehlen pflichtschuldigste Folge zu leisten.

14.

Der Mantelstreit.

Wie der Herr Pastor seine Gelobung erfüllte, und was sonst für Kabalen geschmiedet wurden, das ergibt sich aus

einem Briefe, den Wilhelm von Wiganden erhielt. Hier ein Auszug davon:

Ueber meinem Haupte, schrieb er, zieht sich ein Ungewitter zusammen, das aus dem Lande der Liebe kommt. Sie und Luise — ihr habt es erregt! Mein Herr Pastor spielt den Jupiter, und schleudert Blitze. — Doch ich will von kleinlichen Dingen nicht so hoch sprechen; ich will natürlich erzählen.

Wir haben schon zwölf oder dreyzehn Jahre die Ehre, unsern Herrn Pfarrer zu besitzen, und in dieser langen Zeit fiel es ihm nur Ein Mahl — und zwar gleich Anfangs — ein, mich zu seinem Mantelträger brauchen zu wollen. Ich lehnte dieses Bedientengeschäft, das ich bey seinem Vorgänger nie verrichtet hatte, höflich ab,

und

und er war nachher so vernünftig, mich nicht wieder dazu aufzufordern. Als wir aber vor acht Tagen — nachdem er kurz vorher bey Ihren Aeltern zur Tafel gewesen war — zu einem Kranken ans äußerste Ende des Dorfs gerufen wurden, wollte er mir mit Gewalt seinen geistlichen Ornat aufpacken. Herr Pastor, sprach ich, Sie zogen seit so vielen Jahren den Priesterrock bey dergleichen Amtsgängen in Ihrem Zimmer an: warum wollen Sie eben heute von dieser Gewohnheit abgehn? Er wird Ihnen auf dem Leibe recht wohl thun; das Wetter ist rauh. — Diese bescheidene Antwort nahm er sehr übel auf, und verfolgte mich mit seinem schwarzen Talar bis an die Treppe. Ich kroch rückwärts wie ein Krebs, und griff durchaus nicht zu. Er bekleidete sich nun sehr hastig damit.

Wir gingen fort. Er lief vor Zorn so schnell, daß ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte.

Noch an demselben Tage erschien er plötzlich in der Schulstube, wo er sich seit undenklichen Zeiten nicht hatte sehen lassen, und fing an, die Kinder zu examiniren. Er legte ihnen lauter schwere Doktorfragen vor, bey denen er wahrscheinlich selbst stumm geblieben wäre, wenn man ihm unvorbereitet damit auf den Zahn gefühlt hätte. Kein Wunder also, daß meine Buben auf Tausend nicht Eins antworten konnten. Er stieß heuchlerische Seufzer aus, und ging seines Weges, ohne mich anzusehen.

Tages darauf erfuhr ich, daß er einen Brief an den Superintendenten durch einen reitenden Bothen abgeschickt hatte. Die Folge war eine

schriftliche Ladung, sogleich nach Verlesung dieses vor Ihro Hochwürden zu erscheinen. Ich ging getrosten Muthes, und vertheidigte mich tapfer gegen die Klagepunkte, die mir vorgehalten wurden. Es war ein großer Hause; denn auch Ihr Herr Vater hatte sein Kontingent dazu geliefert, und einen alten verdorbenen Advokaten, der dem Teufel überall die Feuergabel nachträgt, in der ganzen Gegend umher geschickt, um alles gegen mich ausspüren und aufsammeln zu lassen, was nur irgend zu meinem Nachtheil verdreht werden konnte. Ich stehe, zum Beyspiel, dann und wann einem Kranken mit unschuldigen Hausmitteln bey: das hießen unverständige Kuren und medicinische Vergiftungen; — ich strafe bisweilen einen ungezogenen Knaben mit einem Schilling: das hieß

Kinder zu Krüppeln schlagen, und so weiter. Kurz, es war eine lange, häßliche Litaney, die mir der Superintendent vorsang, und er kündigte mir zuletzt an: er müsse meine Vergehungen, ob ich sie gleich nicht eingeräumt habe, ans Konsistorium berichten. Sein ganzes Benehmen verrieth, daß man ihn zum Bunde gegen mich gewonnen hatte.

Trotzend auf meine Unschuld, erniederte ich mich zu keiner Bitte um Schonung. Doch kam ich mit einem trüben Gesichte nach Hause, und erzählte meinen Leutchen zu offenherzig, was mir in der Superintendtur begegnet war. Meine Frau, deren Gesundheit schon seit einigen Monaten gewankt hatte, ward darüber von einem Schrecken befallen, der sie aufs Krankenbett warf. — —

So weit Wigands Schreiben, das Wilhelmen um so mehr ängstigte, da er selbst der Veranlasser dieser Feindseligkeiten war, und kein Mittel sah, ihren Fortgang zu hemmen. Zu gleicher Zeit empfing er von seinen Aeltern einen Brief, der Hand und Fuß hatte, und den Befehl enthielt: sofort die Residenz zu verlassen, und sich in ein gewisses, eine Tagereise davon entlegenes Städtchen, Nahmens Rockenwitz, zu begeben, wo der dasige Bürgermeister, Herr Peter Mohn, von seiner Ankunft schon unterrichtet und bereit sey, ihn mit Wohnung und Kost zu versorgen.

„Du hast oft aus meinem Munde gehört," setzte seine Mutter hinzu, „daß der Herr Bürgermeister zwar kein witziger Kopf, aber in seiner Art ein Crösus ist, und eine einzige Tochter hat, die das allgemeine Gerücht als ein Wunder der

Schönheit und Anmuth rühmt. Ich habe sie Dir, da Du Dich um die Gunst des Fräuleins von Alfanz gebracht hast, zur Gattin bestimmt, und ich hoffe, sie wird Deinem ländlichen Geschmack besser zusagen als die Damen der Residenz, mit denen Du Dich nicht vertragen kannst. Aus mehrern Ursachen wünsche ich, daß Du uns von nun an in allen Punkten unbedingten Gehorsam leistest: denn es ist der einzige Weg, den Schulmeister Wigand zu retten, über dessen Haupte ein Schwert an einem Haare hängt." —

Wilhelm antwortete sogleich: „Die Hauptstadt ist mir verhaßt; ich gehorche mit Vergnügen dem Befehl, sie zu verlassen. Aber wäre auch das Mädchen in Rockenwitz die Krone ihres Geschlechts, so kann sie doch nie meine Gattin werden. Ich schwor Luisen ewige Treue, und ich werde sie halten: es gehe, wie es gehe.

Daß Wigand wegen unsrer Liebe Bedrückungen leidet, ist nicht fein. Seine Schuldlosigkeit wird und muß über alle Ränke siegen, wenn Recht und Gerechtigkeit im Lande herrscht. Unterliegt er aber der Kabale, so eil' ich unaufhaltsam ihm zu Hülfe; und kann ich nichts weiter für ihn thun, so flüchte ich mit ihm und seiner Familie in einen stillen und ruhigen Winkel der Erde, und ernähre die Armen, die meinetwegen an den Bettelstab gebracht wurden, durch meiner Hände Arbeit." —

Antonio und seine Frau bedauerten sehr, daß sich ihr Freund und Hausgenoß von ihnen trennen mußte. Auch ihm beklemmte der Abschied von diesen braven Leuten das Herz. Er verabredete mit ihnen einen wöchentlichen Briefwechsel, und sie begleiteten ihn einige Meilen.

15.

Der Währwolf.

Es war schon dunkler Abend, als Wilhelm in Rockenwitz anlangte. Er hielt es für unschicklich, den Herrn Bürgermeister so spät zu überfallen, und stieg deßhalb in einem Gasthofe ab, dessen Wahl keine Schwierigkeiten machte, weil er der beste und der schlechteste des Oertchens zugleich war. Gerade an diesem Tage zeigte er sich in seinem größten Glanze, und schien mit den berühmtesten Hotels der Hauptstadt wetteifern zu wollen. Alle Fenster des ersten Stocks waren prächtig erleuchtet; Musik und fröhlicher Jubel schallte herab.

Wilhelm stand dagegen auf der Hausflur verlassen. Niemand, den er um ein

Zimmer anredete, hielt ihm Stich. Der Wirth und sein Hausgesinde jagten sich, mit Wein- und Bierflaschen in den Händen, die Treppe hinauf, und hatten für ihn nicht eher Augen und Ohren, bis er wild ward, und mit einer Klage bey dem Herrn Bürgermeister drohte. Das schlug an. Man versprach ihm ein köstliches Zimmer und alle mögliche Bequemlichkeit, so bald nur die Societät, die wöchentlich an diesem Tage das ganze Haus inne habe, aus einander gegangen sey. Indessen möge er sich, setzte der Wirth hinzu, geneigt gefallen lassen, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, die es sich zur Ehre rechne, anständigen Fremden ihren Zirkel zu öffnen.

Gereitzt durch die schöne Gelegenheit, die elegante Welt von Rockenwitz beysammen zu sehen, und sie, wie auf einem Vogelherde, mit Einem Ruck zu fangen, folgte Wilhelm dem Wirth ins obere

Stockwerk, vermied aber, weil er gestiefelt und überhaupt reisemäßig gekleidet war, auf den ersten Anlauf den Tanzsaal, und ließ sich vor der Hand in ein Nebenzimmer führen, wo die Veteranen von Rockenwitz und Andere, die Terpsichorens Kunst verachteten, in Tabakswolken gehüllt saßen. Sie empfingen ihn mit großen Reverenzen; und als sie nach einigen Minuten hörten, daß er aus der Residenz kam, standen sie abermahl sammt und sonders von ihren Stühlen auf, setzten sich mit neuen Scharrfüßen von noch größerer Länge und Breite in Unkosten, und waren unerschöpflich, ihm Achtung und Ehre zu erweisen. Seine bescheidene und natürliche Sprache machte sie jedoch bald beherzt, recht traulich mit ihm zu kosen.

Er sah einen nach dem andern forschend an, um den Crösus des Städtleins,

den er unter ihnen vermuthete, heraus zu finden. Seine Mutter hatte gesagt und geschrieben: Herr Peter Mohn sey kein witziger Kopf; das diente ihm zum Wegweiser. Es waren aber so Viele da, auf welche diese Bezeichnung paßte, daß er endlich nach dem rechten Manne fragen mußte.

„Den suchen Sie hier vergebens!" antwortete lachend ein alter Invaliden-Hauptmann mit einem Stelzfuße: „Der sitzt zu Hause, und lies't Doktor Fausts Höllenzwang oder eine Abhandlung über Wassernixen und Bergmännchen." —

„Ich kann Ihnen hierüber ganz bestimmte Auskunft geben;" fiel der Stadtsyndicus ein: „Ihro Wohlweisheit studieren jetzt, wie ich gestern gesehen habe, Francisci höllischen Proteus oder den tausendkünstigen Versteller: eine hundertjährjährige Schwarte, worin eine Menge Ge-

spenstergeschichtchen in einem steifen Styl erzählt sind, der noch abgeschmackter ist als sie selbst.“ —

Wilhelm lächelte ungläubig; aber sie versicherten Mann für Mann, daß der Herr Bürgermeister, Troz einem alten Weibe, an Gespenster glaube.

„Wie kann's anders seyn?“ sprach der Apotheker. „Ich kenne den guten Hern von Kindesbeinen an; er ward zum Fabelhans erzogen. Sein Vater, ein eben so einfältiger als reicher Kaufmann, verkleidete sich oft selbst in den Knecht Ruprecht oder in ein anderes Ungethüm, um seine Kinder zu erschrecken. Das war des alten Pinsels größter Spaß; und er selbst sah jeden schwarzen Kater für den Teufel an. Meines Vaters Apotheke befand sich wohl dabey. Die niederschlagenden Pulver, die jährlich ins Mohnsche Haus geliefert wurden, trugen eine erkleckliche

Summe ein. Der kleine Peter — unser jetzt hochzuverehrender Herr Bürgermeister — und seine Geschwisterchen fürchteten sich vor ihrem eigenen Schatten, und hätten sich lieber spießen lassen, als daß sie Abends, ohne eine starke Begleitung und Schutzwache, einen Schritt aus dem hellen Zimmer gegangen wären.“ —

„Alles wahr!“ rief der Accis-Inspektor Schnepper. „Ich war mit dem Herrn Bürgermeister auf der Schule, und erlebte manchen Schwank, der ihm von lustigen Gesellen gespielt wurde. Unter andern überredeten wir ihn: er sey ein Währwolf; das heißt: ein besessener Mensch, der vom bösen Geiste zu gewissen Zeiten in einen natürlichen Wolf verwandelt und gezwungen werde, sich in allen Stücken wie dieses Raubthier aufzuführen. Er widersprach nur schwach, weil er die Lehre von den Währwölfen mit der Mut-

termilch eingesogen hatte, und dem Fürsten der Hölle eine unbegränzte Zauberkraft zutraute. Wir waren damit nicht zufrieden. Um ihn völlig zu überzeugen, luden wir ihn zu einem Trinkgelage, benebelten ihn, daß er wie ein Dachs schlief, nähten ihn dann vom Fuß bis an den Kopf in einen Wolfspelz, stellten eine Menge Lichter um ihn her, rückten den Stuhl, auf dem er saß, einem Spiegel gegen über, verließen sämmtlich das Zimmer, und schickten einen großen Hund hinein, der ihn anbellte. Der Währwolf erwachte, betastete sich, erblickte mit Schaudern seine Gestalt im Spiegel, brach in ein widriges Geheul aus, und rannte fort auf die Gasse. Es war ein warmer Sommerabend und heller Mondschein. Alle Menschen, die dem Währwolf begegneten, und ihn wenigstens für einen entsprungenen Tollhäusler hielten, geriethen

in Schrecken, flohen über Hals und Kopf, und die Weiber kreischten nach Hülfe. Er lief zum nächsten Thore, um sich vermuthlich, seiner wölfischen Obliegenheit gemäß, in den Wald zu verfügen. Der Weg führte ihn durch eine Gasse, wo der Schulrektor wohnte. Dieser befand sich eben in einem Zimmer des Erdstocks, hörte das Laufen und Schreyen der Fliehenden, und riß geschwind einen halben Fensterflügel auf, um zu sehen, was vorging. Indem er den Kopf hinaus steckte, stand das Ungeheuer vor ihm. Er war fast des Todes, und zog sich so schnell und so unglücklich zurück, daß er durch einen heftigen Kopfstoß ein paar Scheiben zerbrach, und seine große, weißgepuderte Wolkenperücke — denn er gab eben Kindtaufen — am Fensterrahmen abstreifte und verlor. Sie fiel auf die Gasse, der Währwolf machte sich über sie her, und zerriß

sie mit Grimm, weil er sie wahrscheinlich für ein weißes Lamm ansah, das er, als ein rechtschaffener Wolf, zerfleischen zu müssen glaubte. Nach dieser Heldenthat wollte er zum Thore hinaus. Die entschlossene Schildwache hielt ihm das Bajonett vor, und rief ihre Kameraden zu Hülfe. Er wurde gefangen, und verschlief die Nacht auf der harten Pritsche seinen Rausch. Am Morgen wußt' er sehr gut, daß er kein wildes Thier, sondern ein zahmer Schüler war, der sich vor dem Herrn Rektor und einer derben Schulstrafe über alle Maßen fürchtete. Er kam mit einem blauen Auge davon, weil sein Vater das zerrissene Lamm zwanzigfach ersetzte; wir aber mußten im Karzer büßen." —

Dieser Schwank ward allgemein belacht; am meisten von dem Erzähler. Einige Herren konnten sich besonders wegen der zerzaus'ten Haarmütze des Schul-

manns vor Freude gar nicht fassen. „O, meine Goldfreunde," rief der Accis-Inspektor, „von Perücken weiß ich tausend lustige Schnurren. Ich will Euch nur Eine zur Probe mittheilen. Der weltbekannte Physiognomist Lavater besuchte einst mit seinem Sohne den berühmten Naturforscher Bonnet. Auf Ein Mahl sprang er, mitten in einem ruhigen Gespräche, hastig vom Stuhl auf, riß dem alten Bonnet die Perücke vom Kopf, und sprach zu seinem Sohne: Sieh, wo Du einen solchen Kopf findest, da lerne Weisheit!" — *)

Der Invaliden-Hauptmann wollte über diese charakteristische Gewaltthätigkeit (die heutigen Tages jeder Perückenmann von

*) Diese Anekdote erzählt auch der Russe Karamsin im vierten Bändchen seiner Reisen, mit der Versicherung, daß er sie aus Bonnets eigenem Munde gehört habe.

irgend einem eifrigen Anhänger der Schädellehre des Doktors Gall zu befürchten hat) eine Bemerkung machen; allein der Accis-Inspektor ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern überschrie ihn mit der Anekdote vom russischen Kaiser Peter dem Großen, der in einer Kirche zu Danzig,*) während der Predigt, dem gravitätischen Bürgermeister, ohne Anfrage, seine große Allongenperücke abnahm und sich aufsetzte, weil ihn an den Kopf fror, doch sie nach der Predigt dem Kahlkopf, der indessen wie versteinert neben ihm gesessen hatte, mit einer kleinen Verneigung zurück gab.

*) Im Jahr 1716, auf seiner Reise nach Holland.

16.

Der Hasenbraten.

Indem der Herr Accis-Inspektor sein Geschichtchen endete, und schon wieder ein neues auf dem Rohr hatte, schwieg die Tanzmusik im Saale, und die Trompeten bliesen zur Tafel. Der Tabaksklub legte die dampfenden Pfeifen bey Seite, und erhob sich, um dem angenehmen Ruf zu folgen. Wilhelm wollte zurück bleiben; allein er mußte mit fort.

Im Speisezimmer war ein schwirrendes Getümmel, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Wilhelm wurde von seinen Begleitern, die ihre Bekannten aufsuchten, an der Thür verlassen, und hatte nicht die besten Aussichten, seine Eßlust

zu befriedigen. Es war nur kalte Küche spärlich genug aufgetischt, und bloß die Damen hatten, wegen Mangel des Platzes, die Ehre, an der Tafel zu sitzen. Hinter ihren Stühlen, die wie eine Wagenburg fest an einander gedrängt waren, standen die Herren, und baten gehorsamst und unterthänig bald um ein Scheibchen Braten, bald um ein Semmelschnittchen. Jede Dame hatte wenigstens einen hungerigen Kammerherrn hinter sich. Bey manchen Stühlen sah man aber auch mehrere Supplikanten, und ein solches zusammen gedrängtes, und nach den ihm zugereichten Bissen schnappendes Häuflein glich einem Neste junger Vögel, die den Schnabel begierig öffnen, wenn sie von ihren Aeltern gefüttert werden.

Wilhelm fand, in ein Fenster gelehnt, diese dürftige Art von Abspeisung als Zuschauer ziemlich lustig; doch schien sie ihm

für die Empfänger etwas unbequem und erniedrigend. Er selbst hatte keine Lust, daran Theil zu nehmen, und konnte es auch nicht, weil er bey keiner Ausspenderin den Brodbrief der Bekanntschaft aufzuweisen hatte. Indessen wurden die Semmel- und Bratenthürmchen auf den Tellern immer kleiner, und die meisten waren schon bis auf den Grund abgetragen, als mit Einem Mahl der Erzähler des Wolfsgeschichtchens (der bisher, wie selbst in einen Wolf verwandelt, gegessen hatte) auf den fastenden Fremdling die Augen warf, und mit eilenden Schritten zu ihm ging. „Aber ums Himmels willen!" rief er: „was stehn Sie so fern? Essen sehen macht doch nicht satt! Kommen Sie, kommen Sie! Mein Frauchen soll Ihnen alles von der Tafel zureichen, was Sie belieben." —

Wilhelm folgte ihm ohne großen Wi-

derstand, weil sein gebietherischer Magen befahl, keine Komplimente zu machen. „Mein Schatz,“ sprach Herr Schnepper zu seinem Frauchen, „hier bring' ich Dir einen blöden Freund, den ich Deiner milden Vorsorge bestens empfehle. Ich bin satt, und lasse nun mit Vergnügen diesen Herrn Akzessisten in meine Brodstelle hinter Deinem Stuhle einrücken. Sagen Sie nur, werthester Freund und Gönner, was Ihrem Gaumen gelüstet. Hier ist Schinken und Wurst — Apropos! wissen Sie, was der Kellner zum Koch sprach? Brätst Du mir eine Wurst, lösch' ich Dir den Durst! — Hahaha! das ist der Welt Lauf. Eine Hand wäscht die andre. — Doch zur Sache! Was beliebt Ihnen? Hier ist Wurst und Schinken, dort Kalbs- und Hasenbraten. Alles in Hüll' und Fülle.“ —

„Ich bitt' um Hasenbraten;“ sprach

Wilhelm mit einer Verbeugung gegen die Dame. Sie griff freundlich nach dem Teller; indem sie ihn aber Wilhelmen reichte, und er zulangen wollte, drängte sich Herr Schnepper dazwischen. „Apropos!" rief er: „Ad vocem Hasen fällt mir ein drolliges Geschichtchen ein, das ich Ihnen erzählen muß." — Mit diesen Worten zog er Wilhelmen von der Tafel weg an ein Fenster. „Rousseau" — fing er an — „Sie kennen doch den berühmten Sonderling? — Also Rousseau bewohnte eine kleine Einsiedeley zu Montmorency. In der Nähe haus'te ein Landjunker, der ein recht gediegener Nimrodssohn und auf sein rothes Ordensband sehr stolz war. Nun fügte sich's, daß einer von seinen leibeigenen Hasen auswanderte, und einen Kohlgarten, unweit der Einsiedeley des Philosophen, besuchte. Hier ward der Dieb gefangen, und mit dem

Tode bestraft. Das erfuhr sein Herr, und spie Feuer und Flammen. Die Kohlgärtnerin zitterte vor seiner Rache. Rousseau sprach ihr Muth ein, und diktirte ihr einen Entschuldigungsbrief, der sich so schloß: Ich habe vor Ihren Hasen, gnädiger Herr, den größten Respekt; damit ich sie aber von andern Hasen unterscheiden kann, so geruhen Sie huldreich, ihnen ein rothes Band anzuhängen. — Hahaha! war das nicht ein scharmanter, epigrammatischer Einfall? — Und da drängt sich mir eben noch ein anderes Anekdötchen auf. Auch das muß ich Ihnen erzählen. Ein Landedelmann, dessen Nahmen ich vergessen habe, veranstaltete seiner verstorbenen Gemahlin ein feyerliches Begräbniß. Matt und tief gebeugt ging er hinter dem Sarge, als ob er bey jedem Schritt in die Erde sinken wollte. Plötzlich sah er ein Häschen über den Weg

laufen. Husch! warf er seinen Trauermantel ab, verfolgte mit zwey Windhunden, die ihm zur Seite gingen, den Hasen, erlegte ihn, kehrte athemlos zum Leichenzuge, der indessen Halt gemacht hatte, zurück, und sprach in einem weinerlichen Tone: Vollendet nun mit mir, meine Freunde, die traurige Feyerlichkeit, die mich von dem Einzigen trennt, was mir auf Erden lieb war! — Hahaha! was sagen Sie zu diesem zärtlichen Witwer? — Aber nun kommen Sie geschwind! Wir wollen über diesen Hasengeschichtchen unsern Hasenbraten nicht vergessen. Er ist delikat, sehr delikat!" —

Nur Schade, daß keiner mehr da war, als sie zur Tafel zurück kehrten. Madame Schnepper versicherte mit Bedauern, der kleine Rest sey ihr, indem sie sich nur ein Mahl umgesehen, unter den Händen verschwunden. „Du bist daran Schuld!"

sprach sie zu ihrem Manne: „Du stelltest Dich dem Herrn in den Weg, als er eben zugreifen wollte.“ —

„Ein fataler Streich!“ rief Herr Schnepper. „Doch nichts in der Welt ist so schlimm, daß es nicht etwas Gutes bewirkte. Meine Frau erinnert mich durch den Vorwurf, daß ich Ihnen im Wege gestanden, an ein allerliebstes Bonmot vom Professor Kästner in Göttingen. Er stellte einst, in Gegenwart vornehmer Studierenden, ich weiß nicht was für Beobachtungen durch ein Sehrohr an, sah aber mitunter nichts, als den Körper eines lebhaften jungen Prinzen, der sich immer vor dem Auge des Rohres herum bewegte. Kästner ließ sich das ein Weilchen gefallen; endlich aber sprach er lächelnd: Ew. Hoheit sind durchlauchtig, aber nicht durchsichtig.“ —

Der Plaudermatz lachte wieder aus

vollem Halse, und Wilhelm machte ihm das Kompliment, daß sich über seinen angenehmen Anekdoten der Verlust eines Stückchens Hasenbraten leicht verschmerzen lasse. „Besonders, wenn man noch Wurst, Schinken und Kalbsbraten im Hinterhalte weiß!“ fiel Herr Schnepper ein. „Allons! Wir wollen diese Hülfstruppen anrücken lassen!“ —

Aber auch sie waren, leider! schon total geschlagen, und die Tafel glich einem Felde, über welches Raubheere von Heuschrecken zogen, die — wie Ramler singt — vor sich her blühendes Land und hinter sich Wüsten sehn. Doch wie diese geflügelten Plünderer hier und da ein geringes Hälmchen zum Andenken stehen lassen, so waren auch noch auf der Tafel einige Ueberreste von Semmel, Franzbrod und holländischem Käse vorhanden. Der Accis-Inspector sammelte sehr eifrig diese Brosa-

men, und both sie, zum Ersatz des durch ihn entstandenen Verlustes, Wilhelmen an. Dieser verbat sie höflich. Während des Komplimentirens darüber stelzte der Hauptmann mit einer vollen Flasche vorbey. „Potz Bomben und Granaten!“ — rief er in einer lustigen Weinlaune — „seyd Ihr nicht klug, Inspektor! daß Ihr unserm Gast so trocknen Proviant zuführt? — Kommen Sie, junger Mann, und trinken Sie mit mir ein Glas Wein!“

Wilhelm wollte dem Invaliden folgen, um dem Schwätzer zu entwischen. Umsonst! Dieser hielt ihn fest. „Warten Sie noch einen einzigen Augenblick!“ sprach er: „Das goldne Hauptmännchen hilft mir mit seinem Wein auf eine wunderschöne Anekdote, die ich Ihnen um alles in der Welt nicht vorenthalten kann. — Bey einem Professorenschmause zu Leipzig trank ein lustiger Kopf dem sehr ernsthaf-

ten Dekan der theologischen Fakultät die Gesundheit zu: Vivant omnes virgines!*) Der geistliche Herr entsetzte sich darob, schüttelte den Kopf, stieß aber endlich doch an, da ihm Jener vorstellte, daß auch die Kirche eine Jungfrau und Christi Braut sey. Hierauf brachte der Spaßvogel dem juristischen Dekan die Gesundheit der Witwen zu; dem medicinischen ein Vivat der Ehefrauen. Jeden dieser Trinksprüche begleitete er, wie den erstern, mit einem passenden Grunde, und dieß alles in lateinischer Sprache. Zuletzt wandte er sich an den Professor Gottsched, der damahls philosophischer Dekan war, mit dem deutschen Ausruf: Es leben alle Junge-Mägde! — Gottsched, dessen Geschmack an hübschen Dienstmädchen (die man in Leipzig Junge-Mägde nennt)

*) Es leben alle Jungfrauen!

stadt- und landkündig war, fuhr zusammen, und glühte, beym Gelächter und Händeklatschen der ganzen Gesellschaft, vor Zorn und Scham, weil er merkte, daß die scherzhaften Gesundheiten bloß auf ihn gemünzt waren. Doch der Trinksprecher setzte sogleich, um ihn zu beruhigen, hinzu: Frisch angestoßen, Herr Professor! Die Philosophie ist die Zofe der übrigen Wissenschaften." —

Herr Schnepper mußte die letzten Worte seinem ungeduldigen Zuhörer ins Ohr schreyen; denn der plötzliche Aufstand von der Tafel verursachte ein betäubendes Getöse. Die Herren beehrten sich durch die Bank mit einem Bruderkuß; die Damen wurden ebenfalls nach der Reihe von ihnen geherzt, und auch Herr Schnepper stürzte sich ins Getümmel, um den ihm gebührenden Antheil von Küssen in Empfang zu nehmen. Froh über diese Er-

lösung, suchte Wilhelm den Kapitän, fand ihn aber nirgends; und so hatte ihn der Anekdotenkrämer auch um die Gelegenheit gebracht, seinen brennenden Durst durch ein Glas Wein zu löschen. Glücklicher Weise kam ihm der Gastwirth in den Weg. Dem trug er auf, ihn mit Speise und Trank in einem Nebenzimmer zu versorgen.

17.

Die Kanone.

Der Wirth schaffte bald Rath, und Wilhelm hatte schon beynahe eine Flasche Wein auf Luisens Wohl geleert, als in dem Zimmer,

wo er allein speis'te, eine Punschgesellschaft ihren Sitz aufschlug. „Aha!“ — rief der Hauptmann, der sie anführte — „da find' ich den Patron, der mich und meinen Wein verschmähte! Warten Sie, loser Vogel, ich werde Krieg mit Ihnen anfangen!“ — Wilhelm entschuldigte sich. „Nu, nu,“ sagte der Invalide, „ich sah wohl, daß Sie von unserm General-Papelhans aufgehalten wurden.“ —

„Herr Hauptmann! — Herr Hauptmann!“ fiel der Inspektor ein, und drohte mit dem Zeigefinger.

Ohne sich durch diesen Verweis irren zu lassen, fuhr der Kapitän fort: er habe nicht länger im Speisesaale warten können, weil das Lager abgebrochen worden sey, und er dann immer so bald als möglich die Flucht ergreife, um mit seinem hölzernen Pedal nicht in die Klemme zu kommen. „Wenn ich aber Friede halten

soll,“

soll," fügte er hinzu, „so bringen Sie jetzt beym Punsch ein, was Sie beym Weine versäumten!" —

Es half kein Sträuben; Wilhelm mußte sich mit zur dampfenden Schale setzen. Er gehörte nicht zu den geübten Zechern, die bey Bacchusfesten so kühl bleiben, als schlürften sie Wasser: er ward, da ihn der Wein schon erwärmt hatte, nach dem Genuß einiger Gläser Punsch sehr lustig, und nahm sich sogar, wie wir bald hören werden, die Freyheit heraus, den Herrn General-Accis-Inspektor (der über dieß Advocatus immatriculatus et Notarius publicus Caesareus, auch verpflichteter Gerichts-Direktor auf mehrern adeligen Gütern war) ein wenig zum Besten zu haben.

Dieser titelreiche Mann wollte hier wieder seinen Anekdotenkram auslegen, und den Alleinhandel der Unterhaltung

behaupten; die Uebrigen hatten sich aber Muth getrunken, ihm dieß Monopolium streitig zu machen, und überschrien ihn von allen Seiten. Da sie ihn nicht in Einem Athem fort schwatzen ließen, gönnte er auch ihnen diese Glückseligkeit nicht. „Still, meine Herren!“ rief er. „Lassen Sie den jungen Mann aus der Residenz sprechen! Wir haben so selten Gelegenheit, von dort her Neuigkeiten zu erhalten. Er kann und wird uns damit erfreuen.“ —

Nun hob er an nach tausend Dingen zu forschen. Doch schien ihm mehr an den Fragen als an den Antworten zu liegen: denn er wartete sie selten ab, und war er ja bisweilen so geduldig, so thaten sie ihm, sie mochten so gegründet seyn als sie wollten, keine Genüge. Er wußte alles besser. „Je, daß dich das Mäuschen beiß!“ rief er oft: „Das junge Herrchen

will uns Nasen drehn! Ja, ja, das ist in großen Städten gebräuchlich!" —

„Sie irren sich!" antwortete Wilhelm. „Im Gegentheil wird jetzt in der Residenz die Wahrheit allgemein Mode. Der Hof fing an, ihr zu huldigen, und alle Schmeicheleyen zu verbannen. Die Stadt folgte nach. Zahlreiche Gesellschaften traten zusammen, und verbanden sich feyerlich, im Reden und Handeln gerade und offen zu seyn, und die Biederbheit der deutschen Vorwelt wieder herzustellen." —

Alle lachten, alle zweifelten; nur Schnepper nahm den Scherz für Ernst, um den unartigen Leuten, die ihn nicht das Wort allein führen ließen, zu widersprechen. „Warum wäre das nicht möglich?" rief er aus. „Ich glaub' es vollkommen; besonders, da ich höre, daß der Hof die Bahn gebrochen hat. Unser Landesvater liebt Kürze und Einfachheit in allen Ge-

schäften; und das wird mir doch jeder, der sich nicht erst seit gestern in der Welt umsieht, zugestehen, daß die Wahrheit das beste Mittel dazu ist." —

„Sehr richtig!" versetzte der Stadtschreiber. „Man plackte sich, zum Beyspiel, oft Jahre lang mit lumpigen Dieben, um hinter ihre Streiche zu kommen: wenn aber die Schufte künftig zur Fahne der Wahrheit schwören, und gleich im ersten Verhör alle begangene Räubereyen an den Fingern herzählen, so kann man ihnen stehenden Fußes den Strick um den Hals werfen lassen. — Und was würden Sie, Herr Inspektor, für contrebande Waaren erbeuten, wenn die Schleichhändler, so bald sie glücklich damit zum Thor herein wären, bey Ihnen zur Beichte gingen!" —

„Spottet, wie Ihr wollt!" schrie der Inspektor ins allgemeine Gelächter. „Ich

sag's und bleibe dabey: Wahrheit ist ein gut Ding! Was verdirbt man nicht in der Welt für Zeit damit, daß man da und dort und überall mit leisen Katzenschritten und in weiten Bogen um den Brey herum schleicht! Gerade aus ist der kürzeste Weg! Und gesetzt auch, der Hof und die Hauptstadt wären uns nicht mit dem rühmlichen Beyspiele der Wahrheitsliebe vorangegangen, so wollen wir's thun; wir wollen uns durch einen deutschen Handschlag verbinden, frey, offen und ohne Komplimente zu sprechen und zu handeln; wir wollen, mit Einem Worte, eine Wahrheitsbrüderschaft stiften." —

„Freund, Du schwärmst!" fiel der Hauptmann ein. „Die Wahrheit ist eine Kanone, die sich leicht abbrennen läßt: aber, gegen uns gerichtet, ihren Donner zu hören — das kostet Muth!" —

„Den hab' ich und jeder ehrliche Mann!“ sagte der Inspektor mit Enthusiasmus, und griff nach dem Punschglase. „Angestoßen, Brüder! Es lebe die Wahrheit! Vivat hoch!“ —

Gegen diesen Trinkspruch war nichts einzuwenden. Die Gläser klirrten, und Herr Schnepper forderte dann den Handschlag des Bundes ein. Alle gaben ihn lachend ab, weil sie diese Verbrüderung als einen lustigen Einfall betrachteten, der über Nacht wieder vergessen seyn werde. Aber mit dieser leichtsinnigen Behandlung seiner ernsthaften Idee war der Inspektor nicht zufrieden. Er sehe wohl, sagte er, daß sich eine so wichtige Sache beym Punschglase nicht abhandeln lasse: er werde daher an einem der nächsten Tage ein Circular-Schreiben herum senden, das jeder, der dem Bunde der Wahrheit beytreten wolle, mit seinem Nahmen unter-

zeichnen möge. Dieser Vorschlag fand einstimmigen Beyfall, und es ward nun von andern Dingen gesprochen.

18.

Liebeskummer.

Wilhelm bemerkte in der Gesellschaft einen jungen Officier, der von seinem Glase nur nippte, wenig sprach, noch weniger lachte, ihn oft ansah, und dabey immer einen Seufzer zu unterdrücken schien. Es fiel in die Augen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und daß ihm unser Ritter der Wahrheit aus irgend einer Ursache keine gleichgültige Person war. Wilhelmen beunruhigte das. Er zog den Inspektor bey

Seite, und erkundigte sich nach dem Nahmen des jungen Mannes.

„Lieutenant Woldemar;" antwortete Schnepper: „ein Sohn jenes alten Hauptmanns von Kapernaum mit dem Stelzfuße." —

„Was mag ihm fehlen?" fragte Wilhelm weiter. „Er scheint einen geheimen Kummer zu haben." —

„Ich weiß, wo ihn der Schuh drückt!" versetzte der Inspektor. „Er ist verliebt, bis zum Sterben verliebt in die Tochter unsers venerablen Bürgermeisters, und Emilie — so heißt das schöne, gute Mädchen — liebt ihn nicht minder. Der Alte schien bisher nicht abgeneigt, in ihre Verbindung zu willigen; aber vor ungefähr acht Tagen bekommt er — Gott weiß wo her — einen Brief, der ihn ganz umkehrt. Er befiehlt seiner Tochter sogleich, allen Umgang mit Woldemarn einzustellen, weil

sich eine vortheilhaftere Partie für sie gefunden habe. Es werde nächstens, sagt er, ein reicher, junger Mann eintreffen, den sie heirathen solle und müsse. — Emilie weint, ringt die Hände, bittet und fleht, ihr Herz nicht so gewaltsam zu zerreißen: doch das hilft alles nichts; er besteht auf seinem Kopfe, tobt und schnaubt wie ein grimmiger Währwolf, verbiethet dem Liebhaber, der sonst täglich freyen Zutritt hatte, das Haus, und bewacht das Mädchen mit hundert Augen. Unter solchen Umständen muß freylich dem guten Woldemar der Punsch gallenbitter schmecken; und das um so mehr, da sich seit einigen Stunden in unserer Gesellschaft das Gerücht verbreitet hat, daß Sie, mein werthester Herr, der vom Vater begünstigte Nebenbuhler wären.“ —

Wilhelm gab dem Plaudermatz auf seine zudringliche Frage, ob diese Sage

gegründet sey, eine zweydeutige Antwort, und machte sich von ihm los, um mit Woldemarn zu sprechen. Hierzu fand er bald Gelegenheit, da sich die Punschgesellschaft nach und nach zerstreute. Woldemar blieb zurück; so bald er sich aber mit Wilhelmen allein sah, stand er unruhig auf, um sich ebenfalls zu entfernen.

„Erlauben Sie mir ein Wort im Vertrauen!" redete Wilhelm ihn an. „Meine Gegenwart drückt Sie; ich hoffe jedoch, mich Ihnen mit zwey Worten angenehmer zu machen. Sie lieben Emilien — Sie fürchten von mir, durch Mißbrauch der väterlichen Gewalt verdrängt zu werden. Besorgen Sie nichts! Ich bin schon mit einem andern Mädchen verlobt. Wär' ich aber auch noch frey, ich würde dennoch Ihnen nicht in den Weg treten. Rechnen Sie vielmehr auf mein redlichstes Bestreben, das gute Vernehmen zwischen

Ihnen und Emiliens Vater wieder herzustellen.“ —

„Edler Mann!“ rief Woldemar. „Kennen Sie Emilien schon?“

„Nein,“ sagte Wilhelm.

„Das ist schlimm! Ich fürchte, wenn Sie das liebenswürdige Mädchen sehen, Sie nehmen Ihr Wort zurück.“ —

„In keinem Fall! Und kann es zu ihrer Beruhigung dienen, so reise ich mit Anbruch des Tages wieder ab.“ —

„Nein, bleiben Sie, seyn Sie der Schutzgeist meiner Liebe!“ —

Die Jünglinge umarmten sich.

„So ward denn doch ein Mahl“ — fuhr Woldemar fort — „durch einen Schwätzer etwas Gutes gestiftet! Er hat mir eine Felsenlast vom Herzen gehoben. Doch indem er mir diese Wohlthat erzeigte, und mit Ihnen bey Seite flüsterte, kam gegen ihn eine Verschwörung zu Stande. Die Punschgesellschaft beredete

sich, seinen Bundesbrief, den er in der Stadt herum senden will, insgesammt zu unterschreiben, und dann die Kanone der Wahrheit — wie mein Vater sagt — recht scharf gegen ihn selbst zu richten. Ich möcht' ihn wohl aus Dankbarkeit warnen, sich nicht lächerlich zu machen.“ —

„Lassen Sie das!“ sprach Wilhelm. „Er verdient dafür eine kleine Züchtigung, daß er alle meine Antworten auf seine Neuigkeitsfragen für Unwahrheiten erklärte. Ich rächte mich endlich durch eine scherzhafte Lüge, und gerade diese fand Glauben bey ihm. Einem solchen Querkopf kann's nicht schaden, wenn er mit seiner vermeinten Klugheit ein wenig anläuft.“ —

„Sie haben Recht;“ versetzte Woldemar, und die neuen Freunde blieben traulich beysammen, bis die Gesellschaft völlig aus einander ging.

19.

Der Heerwurm.

„Seyn Sie mir herzlich willkommen!“ sprach Herr Peter Mohn, als ihn Wilhelm am folgenden Tage besuchte, und die ersten Komplimente vorbey waren: „Dacht' ich's doch, daß mir heute etwas Angenehmes begegnen würde! Ich sah gegen Morgen im Traume ein großes Feuer, und nota bene! ohne Rauch. Das bedeutet Glück. Wenn aber Rauch dabey ist, so zeigt dieß an, daß irgend eine frohe Erwartung fehlschlagen wird.“ —

Wilhelm gestand, daß er in der Traumdeutungskunst ganz unerfahren sey.

„Die heutige Welt spottet freylich darüber!“ seufzte der Bürgermeister: „Sie sehen aber selbst, wie schnell mein Traum

in Erfüllung gegangen ist. Ich bin, nota bene! kaum aus dem Bett aufgestanden, da tritt schon das mir geweissagte Glück in der Gestalt meines künftigen Herrn Schwiegersohns in mein Haus!" —

„Sollten der Herr Bürgermeister nicht etwa bey Ihrem Traumfeuer ein wenig Rauch übersehen haben?" —

„Gewiß nicht; dafür steh' ich! Doch warum wollen Sie mir bange machen?" —

„Nicht bange! — Meine offenherzige Erklärung, daß ich nicht die Ehre haben kann, Ihr Eidam zu werden, wird Ihnen keine Unruhe verursachen." —

„Wie? Hör' ich recht? Sie schlagen meine Tochter aus? — unbesehen aus?" —

„Um so weniger kann es Sie beleidigen." —

„Aber es ist nicht möglich! Ich sah doch Feuer ohne Rauch, und ich begreife nicht, wie sich Ihre Gesinnungen so schnell

geändert haben können. Es sind ja, nota bene! kaum acht Tage, daß ich von Ihrer Frau Mutter einen förmlichen Anwerbungsbrief erhielt. Er fiel mir wie vom Himmel, und ich sah ihn besonders deßwegen für ein Werk des Schicksals an, weil ich mit den werthesten Aeltern — die ich, nota bene! seit alten Zeiten kenne und schätze — die letztern zehn Jahre her nicht im geringsten Verkehr stand. Die Fama muß also, wie mich sehr freut, den Ruhm meiner Tochter durchs ganze Land ausposaunt haben.“ —

Wilhelm schloß ihm nun sein ganzes Herz auf, und eröffnete ihm alles, was der Leser schon weiß. Damit ward jedoch nichts ausgerichtet. Der alte Herr entgegnete: es stehe mit Sternenschrift am Himmel geschrieben, daß Wilhelm Frank und Emilie Mohn ein Paar werden sollten, und sie möchten sich beyde dagegen

sträuben wie sie wollten, das Schicksal werde sie dennoch dazu zwingen. — Man lache bey Leibe darüber nicht! Er sprach ganz im Tone des jetzt blühenden deutsch-griechischen Parnasses, wo man Meister und Lehrlinge beschäftigt sieht, den Menschen als einen gefesselten Sklaven des blinden Schicksals darzustellen.

Wilhelm war ein so unpoetischer Kopf, daß er lächelnd erwiederte: er sey doch neugierig, wie es das Schicksal anfangen wolle, ihn mit Gewalt zum Traualtar zu schleppen; und wenn es hierzu Miene mache, werde er sich diesem unsichtbaren Tyrannen mit Muth und Kraft widersetzen. „Aber ich bitte Sie, Herr Bürgermeister," fuhr er fort, „ersparen Sie mir diesen Kampf, und Ihrem Kinde Jammer und Thränen! Warum wollen Sie zwey liebende, für einander geschaffne Herzen trennen? Meine Mutter that nicht

nicht wohl, daß Sie Ihnen, ohne mein Vorwissen, hierzu Veranlassung gab. Der brave Woldemar, den Sie bisher freundlich behandelten, und nur um meinetwillen aus Ihrem Hause entfernten, grämt sich unaussprechlich, und ich selbst werde nicht eher ruhig, bis Sie ihm Ihre Gunst wieder schenken." —

„Ich bin gar nicht böse auf ihn;" sprach der Bürgermeister gutmüthig: „ich mag ihn nur, nota bene! nicht zum Schwiegersohn haben: denn pro primo ist er arm; pro secundo ist er Officier." —

„Ein ehrenvoller Stand!" fiel Wilhelm ein.

„Habe nichts dagegen;" versetzte Herr Mohn. „Aber Soldatenfrauen werden leicht Witwen. Am Rheine scheidet der Krieg Ehen über Ehen, und bald wird er's auch hier thun. Der Heerwurm zeigt sich schon auf den Land-

straßen.*) Haben Sie auf Ihrer Reise keinen bemerkt?" —

„In Wahrheit, nein. Doch, wenn Ihnen bange ist, Ihren Schwiegersohn auf dem Schlachtfelde zu verlieren, so kann er ja den Kriegsdiensten entsagen." —

„Wovon dann leben?"

„Je nun, allenfalls von dem Ertrag eines feinen Rittergütchens, das Sie unmaßgeblich zur Mitgift Ihrer Tochter ankaufen." —

„Gehorsamer Diener! Ich wär' ein rechter Eulenspiegel, wenn ich mich so entblößte! Was hab' ich denn das nöthig? Ich halte mich vor der Hand noch

*) Der Heerwurm, den der Aberglaube für einen Vorbothen des Krieges hält, besteht aus einer Gesellschaft zahlloser schwarzköpfiger Raupen, die sich bisweilen einige Ellen lang an einander hängen, und wie ein starkes Seil auf den Heerstraßen fortziehen.

an Sie, mein Herr! Sie sind, nota bene! schußfrey — haben ein Rittergut — wenigstens zu erwarten — und besitzen mithin alle die schönen Eigenschaften, die ich von einem Schwiegersohne verlange. Freylich fehlt Ihnen die Lust, es zu werden; doch das kümmert mich nicht. Was seyn soll, fügt sich wohl. Ich sah Feuer ohne Rauch, verlasse mich übrigens auf die gewaltige Hand des Schicksals, und gehe jetzt ruhig aufs Rathhaus. Richten Sie sich indessen unter meinem Dache nach Ihrer Bequemlichkeit ein; aber, nota bene! ich bitte sehr, keine Spinne zu tödten. — Adieu, Herr Sohn, adieu! Ich muß eilig aufs Rathhaus; es ist ein wichtiger Prozeß auf dem Tapete. Damit Sie indessen nicht lange Weile haben, will ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft her schicken." —

20.

Das Schönheitsmittel.

Der kleine, runde, bausbäckige Herr (dessen an der Wand aufgehangener Schattenriß wie ein großer Tintenkleck aussah) wackelte lachend zur Thür hinaus, und kurz darauf trat ein Mädchen herein, dessen schöne Gestalt Wilhelmen überraschte. Auch Emilie schien betroffen, einen so wohlgebildeten Jüngling zu finden, grüßte ihn mit Erröthen, und nahte sich, um Worte verlegen, mit einem bangen, schüchternen Blick. Ein süßer Herr hätte sie ohne Zweifel eine Weile mit Schmeicheleyen geängstet: nicht so Wilhelm. Er hob ihre Beklemmung mit wenigen schlichten Worten, entdeckte ihr die Lage seines eigenen Herzens, erklärte sich als Woldemars

Freund, und bat mit einem herzlichen Tone, ein unbeschränktes Vertrauen zu ihm zu fassen.

Diese unerwartete Sprache dünkte Emilien Anfangs ein Traum. Doch bald verwandelte sich ihre Bangigkeit in Freude. Wilhelm überließ es ihrer Entscheidung: ob er — um ihres Vaters Absichten auf ihn mit Einem Mahl zu vernichten — noch desselben Tages Rockenwitz wieder verlassen, oder sich so lange da aufhalten solle, bis es ihm auf eine oder die andere Art gelungen sey, ihr und ihrem Geliebten gute Dienste zu leisten. Sie wählte das Letztere. Er ließ sein Gepäck aus dem Gasthofe hohlen, und nahm von dem ihm zubereiteten Zimmer Besitz.

Emiliens Vater kam etwas mißlaunig vom Rathhause zurück. Es war einige Tage vorher der herrlichste Anschein zu einem Hexenprozesse vorhanden gewesen;

der Herr Bürgermeister hatte sich, wie ein Kind auf Weihnachten, darauf gefreut: aber der fatale Stadtschreiber, der an keine Zauberey glaubte, untersuchte die Sache so scharf, daß die alte Frau, die, wegen ihrer rothen Augen und ihrer schwarzen Katze, von einer boßhaften Nachbarin (deren Kühe eine Zeit lang keine Milch gegeben hatten) der Hexerey beschuldigt worden war, völlig losgesprochen werden mußte. Dieser schnelle und unverhoffte Ausgang des Prozesses brachte den Bürgermeister — ungeachtet er Feuer ohne Rauch im Traume gesehen hatte — um das erwartete Vergnügen, seinen Hexenglauben triumphiren, und einen Scheiterhaufen brennen zu sehen. Er eilte mit Unwillen vom Rathhause, und nahm sich unter Weges vor, Emilien seinen Verdruß ausbaden zu lassen, wenn er bey seiner Heimkunft bemerken sollte, daß sie

dem jungen Frank unartig und zurückstoßend begegne.

Aber er fand ganz das Gegentheil. Die jungen Leute waren so einig, daß er sich nicht genug darüber verwundern konnte. „Ich habe doch Recht!“ sprach er schmunzelnd: „Ich sah Feuer ohne Rauch! — Und auch hier ist, wie ich mit Wohlgefallen wahrnehme, ein Herzensfeuerchen aufgegangen, das wir, nota bene! ja nicht löschen, sondern sorgfältig unterhalten wollen.“ —

Erröthend machte sich Emilie ein Geschäft, um das Zimmer verlassen zu können. „Ha! sehen Sie, junger Herr!“ rief er jetzt aus: „das Schicksal fängt an zu wirken! Sie müßten auch, bey meiner Seele! aus Eis zusammen gebaut seyn, wenn Sie gegen mein Milchen kalt bleiben wollten. Ist sie nicht nett und zierlich, wie aus dem Ey geschält? — Ich

will Ihnen auch das Geheimniß vertrauen, warum sie so schön, wie eine Rose, blüht. Sie hat sich, so lange sie lebt, mit Osterwasser waschen müssen, das den ersten Feyertag vor Sonnenaufgang aus einem Flusse gehohlt wird. Aber, nota bene! es darf kein Wörtchen dabey gesprochen werden." —

„Vertrauen gegen Vertrauen!" fiel Wilhelm ein. „Ich bewundere Emilien, aber ich liebe Luisen. Lassen Sie sich also, Herr Bürgermeister, durch mein freundliches und gefälliges Betragen gegen Ihre Tochter nicht irre führen. Ich gesteh' Ihnen ehrlich, daß wir bloß darum so unbefangen mit einander umgehen, weil wir uns gegenseitig versprochen haben, einander — nicht zu lieben." —

„Was seyn soll, schickt sich wohl!" rief der Bürgermeister, und lachte sich aus dem Athem. Er übergab nun die Sache

dem Schicksal, und blieb selbst — auf seinen geheimen Agenten sich verlassend — ganz unthätig dabey. Wilhelm und Luise wurden nicht im mindesten von ihm gedrängt, sich bestimmt, nach seinem Wunsch und Willen, zu erklären. Sie lebten zwanglos, wie Geschwister, gingen oft mit einander spazieren, und außerhalb des Thores war immer Woldemar der dritte Mann. Ihm wieder Zutritt im Hause zu verschaffen, wollte jedoch auf keine Weise glücken. Alle Vorstellungen, die Wilhelm über diesen Punkt that, wurden verworfen. Indessen war ihm nicht bange, den Liebenden sein Wort zu halten. Die schwache Seite des Alten lag offen genug, und ihn da zu fassen, konnte dem ehemahligen Schüler eines Taschenspielers und Gauklers nicht sonderlich schwer fallen. Die Anwendung eines solchen Mittels sparte er aber, um Emiliens kindliches

Zartgefühl zu schonen, bis dahin auf, wenn alle Stränge reißen würden.

21.

Der kleine Sultan.

Indessen hatte der Accis-Inspektor eine weitschweifige Einladung zum Bunde der Wahrheit, in der Gestalt einer Lobrede derselben, ausgearbeitet, und ließ sie in den Häusern der Großen von Rockenwitz umher laufen. Der Bürgermeister hatte natürlicher Weise die Ehre, dieses Kreisschreiben zuerst zu erhalten. Er las es mit großen Augen, und konnte lange nicht errathen, was eigentlich damit gemeint sey. Als er dieß endlich gefaßt hatte, griff

er mit unwilligem Kopfschütteln zur Feder, und schrieb, wie ein Sultan, darunter: „Ich, Peter Mohn, bin regierender Bürgermeister, und lasse mir von niemanden die Wahrheit sagen.“ —

In den Häusern der übrigen Magnaten machte der Umlauf mehr Glück. Der Stadtschreiber und einige andere helle Köpfe unterzeichneten ihn freylich bloß zum Scherz; doch gab es auch mehrere Dunse, die sich von Schneppers Panegyricus blenden ließen, und im Ernste glaubten, durch ihren Beytritt zum Wahrheitsbunde viel Nutzen und Vergnügen einzuernten.

Als der Accis-Inspektor seinen Kreisbrief, nach vollendetem Lauf, zurück erhielt, ärgerte er sich lachend über die etwas unhöflich an den Tag gelegte Wahrheitsscheu des regierenden Konsuls, freute sich aber dagegen der langen Reihe glänzender Nah-

men, die er hinter demselben mit beyfälligen Erklärungen fand. Er schrieb nun einen feyerlichen Bundestag aus, an welchem sich alle Mitglieder zu einem brüderlichen Liebesmahle im Gasthofe versammeln sollten, um die ersten köstlichen Früchte der Wahrheit zu schmecken. Indessen sey es auch, setzte er hinzu, schon von Dato an jedem Mitgenossen erlaubt, sich aller Gerechtigkeiten und Freyheiten zu bedienen, die ihm als einem Bundesverwandten eigneten und gebührten.

Bey ihm selbst war die Wahrheit schon längst das tägliche Hausbrod, womit er gegen seine zwey Schreiber nicht sparsam umging; und er buk es nicht aus feinem Mehl, sondern gab es ihnen sammt der Kleye zu kosten. Sie ersuchten ihn mehrmahls, das Sieb der Höflichkeit zu gebrauchen: er fand es immer nicht nöthig. Als er ihnen besonders jetzt das

Circulare zur Reinschrift übergab, verwies er sie darauf, und bedeutete sie, daß er als Haupt des Bundes befugt sey, die Wahrheit in ihrer natürlichsten Gestalt aufzutischen. Die Schreiberlein entgegneten: das stehe ihm nur bey seiner Mitgenossenschaft zu; doch auch sie würden es sich ohne Widerrede gefallen lassen, wenn man sie in den Verein aufnähme. „Wartet damit," gab er ihnen zur Antwort, „bis Ihr Euch aus dem Stande der Dienstbarkeit zum Range der Herrschaft erhoben habt!" — Sie schwiegen; allein nicht ohne den Vorsatz, dem Herrn Prinzipal gelegentlich eine Tücke zu spielen.

Dieß war nicht das einzige Aergerniß, das ihm sein Wahrheitseifer noch vor dem Bundestage verursachte. Er hatte, um recht viel Mitbrüder zu bekommen, die Uebereilung begangen, auch den Unter-Accis-Einnehmer anzuwerben. Dieser un-

geschlachte Mensch, der vorher gemeiner Soldat und dann Güterbeschauer gewesen war, fing sogleich an, seine purpurrothe Branntweinsnase höher als gewöhnlich zu tragen. Das nächste Mahl, da der Inspektor in die Accisstube kam, blieb der Grobian, mit der Sammtmütze auf dem Kopfe, wie angepflöckt sitzen, und schnaubte seinem Vorgesetzten (den er vorher immer mit einer höflichen Erhebung vom Stuhle beehrte) einen trotzigen guten Morgen entgegen. Dem Inspektor, der sehr auf seine Würde hielt, war nicht anders, als schüttete man ihm einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf, und er fragte mit einem empfindlichen Tone: ob der Herr Einnehmer etwa mit einer gichtischen Lähmung befallen worden sey.

„Nichts weniger!" sagte Dieser. „Ich bin gesund wie ein Hirsch." —

„Das freut mich;" versetzte der In-

spektor: „Aber bey meinem Eintritt schienen Sie wirklich die Starrsucht in den Beinen zu haben.“ —

„Aha! weil ich nicht gleich vom Stuhl aufsprang! Wo steht denn geschrieben, daß das geschehen muß?“ —

„Im Gesetzbuche der Höflichkeit;“ antwortete Herr Schnepper.

„Gilt denn das noch?“ fragte der Einnehmer. „Ich denke, die Komplimente sind in unserer Wahrheitskompagnie abgeschafft.“ —

„Ey, warum nicht gar!“ rief der Inspektor. „Nur der Ueberfluß der lästigen, in Heucheley ausartenden Höflichkeitsbezeigungen zwischen Gleich und Gleich soll gehemmt und eingeschränkt werden. Dagegen leidet das gebührende Verhalten der Subalternen gegen ihre Vorgesetzten keine Abänderung. Sie, mein Herr Unter-Einnehmer, haben mich also ganz

mißverstanden, und es reuet mich sehr, daß ich Sie in den Bund aufgenommen habe." —

„Geschehn ist geschehn!" sprach der Einnehmer, und sagte nun im Verfolge des Wortwechsels seinem Obern so viel bittere Wahrheiten, daß Dieser am Ende die Ohren zuhielt, und im höchsten Zorn davon lief. Auf der Gasse both ihm ein anderer Untergeordneter, ohne nur an den Hut zu greifen, einen deutschen Handschlag. Der Inspektor sah ihm grimmig ins Gesicht, und rannte fort, bekam aber den Vorwurf, daß er ein stolzer Mann sey, auf den Weg. „Ach, wenn doch schon der Bundestag da wäre!" seufzte er für sich: „Dann werden wohl diese groben Hachen von gesitteten Leuten den rechten Ton treffen lernen." —

---

22. Die

22.

Die Bundeslade.

Das Fest erschien; die Brüderschaft versammelte sich Mittags im Gasthofe, und drückte Mann für Mann dem Stifter des Bundes so biederb und kräftig die Hand, daß er einige Mahl vor Schmerz laut aufschrie. Von allen Seiten rief's: Bruder Schnepper, Freund Schnepper oder gar nur Schnepper schlechtweg. Niemand nannte ihn Herr, niemand Accis-Inspektor, niemand Sie; alle duzten, erzten und ihrzten ihn. Grausam verschnupfte ihn das; er ward bald bleich, bald roth, hörte endlich auf diese vertraulichen Zurufe nicht mehr, und als man ihn darüber gröblich ausfilzte, gab er zur Antwort: er sey der Anrede mit seinem Amtstitel so

gewohnt, daß er beynahe seinen Nahmen darüber vergessen habe. Plötzlich fuhr ihm die ganze Gesellschaft, wie eine Koppel Hetzhunde, auf den Hals. „Wie? was? Er will auf die Hinterbeine treten?“ rief der Eine. „Habt Ihr die Abstellung des Komplimentirwesens nicht selber in Vorschlag gebracht?“ brüllte der Andre. Kurz, alle stürmten hitzig auf ihn ein, schalten ihn einen stolzen Pfau, und als er sich diese Beleidigung verbat, schrien sie wie aus Einem Munde: „Es ist Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit!“ — Er setzte sich rechts und links zur Wehre; aber je mehr er sich erboßte, desto unbarmherziger hielt man ihm den Spiegel aller seiner Gebrechen vor. Seiner Frau, die ihm beystehen wollte, ging es nicht besser. Die elendesten Klatschereyen, in die sie seit Menschengedenken verwickelt gewesen war, wärmte man auf, musterte

ihre altmodische Kleidung, spottete sogar über ihre Zahnlücken, und das alles hieß — freundschaftlicher Spaß.

Als man den bedrängten Ehegatten nichts weiter vorzuwerfen wußte, bekamen sie Ruhe. Die gegen sie vereinigt gewesenen Plagegeister theilten sich nun in kleine Truppchen, und zogen sich wechselsweise durch die Hechel. Wer Jahre lang einen geheimen Groll wider ein Gesellschaftsglied mit sich herum getragen hatte, ließ ihn ohne Bedenken aus, und berief sich, wenn der Gegner darüber unwillig ward, auf den Freybrief der Wahrheit. Es war ein rechtes Herzensfest für heimtückische Häkler, und schon im ersten halben Stündchen vor dem Essen wurde der Same so viel neuer Feindschaften ausgestreut, als vielleicht ohne den unglücklichen Wahrheitsbund nicht in zwanzig Jahren entstanden wären.

Ungefähr so vergnügt wie ein Soldat, der Spießruthen gelaufen ist, und keine weitere Strafe zu befürchten hat, war Herr Schnepper, als man sich zu Tisch setzte. Er hielt sich für überzeugt, daß nun kein neuer Anlaß mehr vorhanden sey, ihm die Schandglocke vor den Ohren zu läuten. Mit dem behaglichen Gefühl dieser Sicherheit sah er frohen Muthes seinen Kompanen zu, wie sie die Pfeile der Wahrheit gegen einander abdrückten, und sich alle mögliche Unanständigkeiten erlaubten. Denn wer auch zu gutherzig war, sich auf eine hämische Art in den Krieg Aller gegen Alle zu mischen, und seinen Freunden und Bekannten ihre Fehler vorzurechnen, der versündigte sich wenigstens vorsätzlich gegen die gute Lebensart, um das vermeinte Privilegium der Offenherzigkeit und zwanglosen Geradheit nicht unbenutzt zu lassen. „Frau Muhme, Sie

haben ein größeres Stück Braten als ich!" — „Sie greifen aber auch gleich nach dem delikatsten Bissen von der Torte, Frau Gevatterin!" — „Ey, ey, Herr Vetter, wenn Sie sich so oft einschenken, was bleibt denn uns übrig?" — „Pfuy, Herr Nachbar, Ihr vieles Tabakschnupfen beym Essen ist nicht appetitlich!" — Solche feine Komplimente flogen in Schaaren über der Tafel herum, und jedes bekam eine Antwort von gleichem Schlage. Die meisten wurden von dem schmetternden Gelächter, das ohne Pause den Speisesaal erschütterte, verschlungen. An ein kluges Gespräch war nicht zu denken. Keiner ließ den andern zum Worte kommen. Man überschrie sich, um seinen eigenen Schnack zu Markte zu bringen. Bey allen diesen Unarten und grobkörnigen Späßen (die Wilhelmen, der als Ehrenmitglied gegenwärtig war, fast vom

Tische vertrieben) waren unsere Kleinstädter in ihrem Elemente, und nahmen auf der Stelle nichts übel.

Indem man sich den Nachtisch, wie ungezogene Kinder, vor dem Munde wegschnappte, und die ausgelassenste Freude durch Jauchzen und Juchheyen an den Tag legte, erschienen plötzlich die zwey Schreiber des Accis-Inspektors, keuchend unter der Last eines Schrankes, den sie getragen brachten. „Potz Hagel!" rief Hauptmann Woldemar: „Da kommt wohl unsere Bundeslade!" — Die ganze Gesellschaft machte einen langen Hals. Der Inspektor erschrak, sprang auf, und winkte heftig den Schreibern, sich zu entfernen. Aber sie eilten desto schneller heran, und setzten den Schrank vor seiner erblaßten Gattin nieder. „Was soll das?" rief er entrüstet. „Uns hungert;" — sprach der Eine — „die Frau Inspektorin haben,

wie gewöhnlich, das Brod hier verschlossen, und den Schlüssel zu sich gesteckt: wir wollten also gehorsamst bitten, den Schrank zu öffnen, und uns ein Stück mitzutheilen.“ — Ein tobendes Gelächter brach aus. Der Inspektor ergriff den nächsten Stock, dessen er habhaft werden konnte, und stürzte damit auf seine Brödlinge los. „Gemach, Herr Inspektor!“ sagten sie. „Was thaten wir Uebels? Wir sprachen kein erlogenes Wort; und es ist doch wohl am heutigen Wahrheitsfeste erlaubt, die Wahrheit zu reden?“ — Das Gelächter der Gesellschaft war fürchterlich. „O ihr heillosen Buben!“ rief Schnepper, und machte dabey sehr ernstlich Miene, das dicke spanische Rohr, das ihm in die Hände gefallen war, aus Leibeskräften zu brauchen. Die Schreiber, deren Absicht erreicht war, liefen windschnell davon, und seine grimmigen Luft-

hiebe hinter ihnen her erreichten sie nicht. Athemlos kam er von dieser Hetze zurück. Der Schrank stand noch da, wie ein Schandpfahl des Geitzes seiner Hausehre. Wüthend stieß er ihn um. Das alte Würmergenist zerbrach; zwey schwarze Kommißbrode und eine thönerne Butterbüchse rollten heraus. Neue Scham, neues Gelächter! Er stöhnte vor Verzweifelung, knirschte mit den Zähnen, die Augen rollten ihm wild im Kopfe, und mit beyden Händen raufte er sich Haare aus. Man suchte ihn zu beruhigen, und nahm ihm Messer und Gabel weg, weil man einen Selbstmord befürchtete.

„Ach! was soll ich anfangen?" sprach er nach Tische zum Hauptmann. „Ich hab' in ein Wespennest gestochen, und bin beschimpft, ewig beschimpft! Dieser unglückliche Tag schmiedet die Nägel zu meinem Sarge!" —

„Nicht so kleinmüthig, Freund!" sagte Woldemar. „Lassen Sie über den Bettel Gras wachsen. In acht Tagen ist er vergessen." —

„Könnt' ich mich nur unsichtbar machen!" seufzte Schnepper. „Wo ich geh' und stehe, wird man mich anfallen. Der vermaledeite Bund läßt sich nicht sogleich wieder vernichten. Er gleicht der Hydra, deren abgeschlagene Köpfe immer durch neue ersetzt wurden." —

„Ein schlimmer Umstand!" sprach der Kapitän. „Aber sagt' ich's Ihnen nicht voraus? Nun hörten Sie doch die Kanone der Wahrheit donnern! — Es war kein glücklicher Einfall, den Sie hatten, mein Freund! Ein Weiser des Alterthums sprach: wenn er auch alle Wahrheit in seiner verschlossenen Hand hielte, so würde er sie doch nicht öffnen. — Ferner steht in der Bibel: ein Narr schüttet

seinen Geist gar aus. — Und ein Sprichwort sagt: Wahrheit reden lautet wohl, aber freundet übel. — Beweisstellen genug für meinen Grundsatz: daß wir schwachen Menschenkinder, die wir alle mehr oder weniger Fehler haben, sanft und schonend mit einander umgehen müssen. Auch die Höflichkeitsbezeigungen, die Sie, mein Freund, abschaffen wollten, sind nicht zu entbehren. Man thut freylich oft darin zu viel: aber die feine Lebensart ist ein goldner Zaum, der die Menschen abhält, sich einander unerträglich zu machen." —

Der betrübte Inspektor hörte dieser Predigt sehr andächtig zu, und entwich dann mit seiner Gattin heimlich aus der Gesellschaft. Zu Hause war sein erstes Geschäft, die hungrigen Schreiber mit Ohrfeigen zu speisen, und ihnen den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Als die übrigen Mitglieder den Tummel des Festes ausgeschlafen hatten, fühlten sie erst die Herzensstiche, die ihnen am vorigen Tage beygebracht worden waren. In allen Häusern wiederhohlte man die Schmähungen, die der Herr Gevatter und die Frau Gevatterin, der Herr Vetter und die Frau Base ausgestoßen hatten, und verwünschte den Urheber dieses babylonischen Wirrwarrs. Ein Wahrheitsbündner nach dem andern lief in sein Haus, um ihm recht tüchtig den Kopf zu waschen: allein er kroch ins Bett, ließ sich krank ansagen, und gab niemanden Audienz. Nun erhielt er einige Dutzend mit Grobianismen angefüllte Handbriefchen, worin er dringend aufgefordert wurde, die zerstörte Ordnung wieder herzustellen. In der Angst seines Herzens ließ er ein neues Circulare herum laufen. „Man habe bemerkt,“ schrieb er darin, „daß die gute

Stadt Rockenwitz zum weisen Gebrauch der Wahrheit noch nicht reif sey: deßhalb werde hiermit der wohlmeinende Vorschlag gethan, den geschlossenen Bund wieder aufzulösen, und sich ganz nach der alten Weise gegen einander zu betragen." — Diesen Kreisbrief unterschrieben die meisten Bundesglieder mit Beyfall und Freude; nur der Unter-Einnehmer und einige andere seines Gelichters, denen der Freyschein der Unhöflichkeit gar zu viel Vergnügen gemacht hatte, gingen schwer daran. Seit dieser Zeit spielten sich zwar die Herren und Damen in Rockenwitz nicht mehr so übel mit als am Bundestage; doch die Spur dieser Posse ließ sich nicht ganz verwischen, und dickbesagtes Städtlein zeichnet sich noch bis auf den heutigen Tag durch die Derbheit seines gesellschaftlichen Tones vor allen andern Landstädten aus.

23.

Der Armsessel.

Schon über einen Monat lebte Wilhelm im Hause des Herrn Peter Mohn, und Woldemars Exil dauerte immer noch fort; denn Emiliens Vater hoffte von einem Tage zum andern, das Schicksal werde den Ritter der Wahrheit bekehren, und ihn gleichsam bey den Haaren ins Brautbett ziehen. Dieser war unmuthig, daß es ihm nicht glücken wollte, die Liebenden, die seine Dazwischenkunft getrennt hatte, wieder zu vereinigen; aber noch mehr bekümmerte ihn, daß er aus Hühnenthal keine Zeile bekam, weder von seiner Mutter noch von Luisen.

Antonio schrieb ihm indessen oft, und unter andern auch dieß: „Der kassirte Lieu-

tenant Schierling (der nur vier Wochen Festungsgefangener gewesen ist, und dann auf Fürspruch seines Vaters die Freyheit wieder erhalten hat) kam vor einigen Tagen in mein Haus, fragte sehr dringend nach Ihnen, und verlangte mit stürmischer Heftigkeit, daß ich ihm den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts entdecken sollte. Da ich das nicht für nöthig fand, so verließ er mich mit der Großsprecherey: er werde Sie zu finden wissen, wenn er Sie auch durch ganz Europa verfolgen müßte." —

Wilhelm vergaß das, so bald er's gelesen hatte. Ihn beunruhigte jetzt bloß das Ausbleiben der Briefe aus Hühnenthal, bey dem ihm nichts Gutes ahnte. Er beschloß, Woldemars Wiedereinsetzung in seinen vorigen Stand auf eine oder die andere Art schnell zu erzwingen, und dann — Trotz dem Verbothe seines

Vaters, ihm nicht vor die Augen zu kommen — unverzüglich in sein Geburtsdorf zu reisen, um zu sehen, was dort vorgehe. Zur Ausführung dieses Entwurfs erbat er sich von Antonio einen guten Rath, wie er dem abergläubigen Bürgermeister auf dem kürzesten Wege beykommen könne. Acht Tage darauf erhielt er durch einen Frachtfuhrmann, der aus der Hauptstadt kam, einen schönen, großen, sorgfältig eingepackten Armstuhl, — eine Reliquie aus Antonio's Gauklerleben — nebst einer ausführlichen Anweisung zum Gebrauch dieser Maschine.

Zufälliger Weise hatte sich Herr Mohn, der die Bequemlichkeit liebte, schon längst einen recht wohlthätigen Sessel mit stählernen Springfedern gewünscht, und mehrmahls beklagt, daß dergleichen angenehmer Hausrath in Rockenwitz nicht zu haben sey. Dieser Umstand ersparte Wilhelmen

alle Schlauheiten, die er sonst hätte anwenden müssen, um das Gauklergeräth an den rechten Mann zu bringen. „Der Herr Bürgermeister," sprach er, „äußerten neulich den Wunsch, einen bequemen Armstuhl zu besitzen. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen einen anzubiethen, den ich ausdrücklich für Sie verschrieb. Haben Sie die Güte, ihn als ein freundschaftliches Andenken nicht zu verschmähen." —

Doppelt freute den Bürgermeister diese Darbiethung. Der Stuhl war an sich selbst aller Ehren werth, und nahm sich, mit rothem Sammt bekleidet, im Zimmer des Oberkonsuls von Rockenwitz vortrefflich aus. Hauptsächlich aber war ihm diese Schenkung darum willkommen, weil er sie für ein sicheres Unterpfand hielt, daß es dem bisher unthätigen Schicksal nun endlich Ernst werde, Wilhelms Herz

zu lenken, und das so lange verschobene Geschäft der Ehestiftung zu beginnen.

Der Konsul wiegte sich einige Tage mit froher Behaglichkeit auf dem elastischen Sessel; Wilhelm war jedoch nicht gemeint, ihm den ruhigen Genuß dieses Vergnügens lange zu gönnen. Nur Emiliens beständige Gegenwart hinderte ihn, die angelegte Mine springen zu lassen. Die gute Tochter (der die Führung des Hauswesens allein oblag, weil ihre Mutter todt war) begab sich Abends nicht eher zur Ruhe, bis es der Vater that, um immer bey der Hand zu seyn, wenn er etwas bedürfte. Doch eines Tages bestand er selbst darauf, daß sie früher zu Bett gehen mußte; denn Wilhelm hatte ihm die Erzählung einiger Geistergeschichten versprochen, und dabey gesagt: er wage sich mit dieser Unterhaltung nicht heraus, wenn Emilie Zuhörerin sey,

weil er Unglauben und Spott von ihr befürchte.

So bald sie das Zimmer verlassen hatte, setzte sich der Herr Bürgermeister in seinem weichen Stuhle recht fest, und Wilhelm fing an, eine schauderhafte Spukgeschichte vorzutragen. Er machte mitunter eine kleine Pause, und ahmte während dieser Stille auf eine täuschende Art das Hämmern des Holzwurms nach, dessen Pochen in der Wand abergläubigen Leuten Herzklopfen verursacht. Herr Mohn horchte, ward unruhig, horchte wieder, und fragte bänglich und leise: „Hören Sie nichts?" — Wilhelm sagte Nein, und hämmerte fort. „Hören Sie nicht die Todtenuhr schlagen?" — Der Uhrmacher antwortete: er vernehme nichts als das Bicken und Ticken des Wandschmids, der von den Naturforschern Termes pulsatorius genannt werde.

„Mir schlägt auch wirklich der Puls sehr heftig;" versetzte der Bürgermeister, der nichts weniger als ein Lateiner war: „Aber die gelehrten Freygeister mögen dieses Geräusch nennen wie sie wollen, ich weiß, daß es die Todtenuhr ist, die einen nahen Sterbefall in diesem Hause verkündigt." —

Wilhelm zuckte die Achseln, fuhr in seiner Erzählung fort, und bediente sich bald darauf der Bauchsprache, um wie eine Eule zu schreyen. Herr Mohn schrak zusammen, und faltete die Hände. „Gott sey uns gnädig!" sprach er: „Da meldet sich der zweyte Bothe des Todes!" —

So war er vorbereitet, wie ihn Wilhelm wünschte. Es kam nun darauf an, ihn eine halbe Minute lang von seinem rothsammtenen Throne hinweg zu bringen. Das war nichts Leichtes, weil ihn die Furcht so eingenommen hatte, daß er sich

weder rechts noch links umsah. Um ihm den nöthigen Muth einzuflößen, erzählte Wilhelm verschiedene Histörchen, die sich wie ein Geisterspuk angelassen, aber in der Folge natürlich entwickelt und lustig geendigt hatten. Der andächtige Zuhörer hielt sie freylich für echte, wahre Gespenstergeschichten: seine Bangigkeit minderte sich aber doch so weit, daß er dem arglistigen Vorschlage, eine Pfeife Tabak zu rauchen, Gehör gab. Viel war damit nicht gewonnen, weil er keine Lust bezeigte, vom Stuhl aufzustehn, und sein Tabaksgeräth zu hohlen, wie er, nach Wilhelms Absicht, thun sollte. Er nahm sich gegen seinen Gesellschafter die Freyheit heraus, ihm die Herbeyschaffung der erforderlichen Bedürfnisse aufzutragen. Allein damit gewann auch er nicht viel: denn Wilhelm hatte sich auf diesen Fall vorgesehn, und des Bürgermeisters Leib-

pfeife von ihrem gewöhnlichen Platze weggenommen und an einen andern gelegt, um sagen zu können, sie finde sich nicht.

Nun mußte der Konsul Herz fassen, sich selbst zu erheben. Er that es mit Zittern, nahm zwey Lichter in die Hand, und suchte da und dort. So bald er den Rücken wandte, traf Wilhelm schnell und unbemerkt eine gewisse Vorrichtung am Stuhle. Der Bürgermeister fand indessen seine Pfeife, stopfte sie, und setzte sich wieder. Urplötzlich geschah ein Knall, wie ein Pistolenschuß; ein Todtengerippe sprang hinter ihm aus dem Stuhle empor, umklammerte ihn mit dürren Armen, und dumpf wie aus einem Grabe schallten die Worte:

„Deine Stunde wird schlagen
In drey Mahl drey Tagen,
Wenn Woldemar und Dein Kind
Indeß nicht Verlobte sind!“ —

Der Bauchredner, der dieß sprach, saß mit den gleichgültigsten Mienen, wie blind und taub, bis der halb entseelte Konsul die Hände flehentlich nach ihm ausstreckte, und, unvermögend ein deutliches Wort zu sprechen, jämmerlich ächzte und stöhnte. Wilhelm sprang auf, eilte fragend, was ihm fehle, zu ihm hin, drückte auf eine geheime Feder, und das Skelett rasselte wieder in den Stuhl hinein.

Der Bürgermeister hatte keinen Gedanken daran, daß er durch ein mechanisches Kunstwerk erschreckt worden war. Er versicherte, als er der Sprache wieder mächtig wurde, der Tod sey ihm leibhaftig erschienen. Daß Wilhelm nichts davon gesehen und gehört haben wollte, fiel ihm nicht auf; er fand es vielmehr ganz in der Ordnung, und führte eine Menge Beyspiele von Erscheinungen an, die nur den Personen denen sie gegolten, merkbar gewesen wären.

Von dem Zuruf wußte er, seines Entsetzens ungeachtet, doch so viel, daß der souveräne König des Schreckens gebothen hatte, Woldemarn und Emilien ohne Verzug mit einander zu verbinden.

Wilhelm mußte die Nacht über bey ihm bleiben, und so bald es Tag ward, Woldemarn herbey rufen. Welche Ueberraschung für Emilien, als sie den Geliebten im Zimmer ihres Vaters fand! Dieser erwähnte nichts davon, daß ihm Freund Hein durch den Sinn gefahren war; er gab vor, ein angenehmer, prophetischer Traum, daß Woldemar und Emilie ein sehr glückliches Paar werden würden, habe seine bisherige Abneigung gegen ihr Bündniß gehoben. Sie umarmten ihn, küßten ihm die Hände. Er bestimmte einen der nächsten Tage zur Verlobung. Sie ward fröhlich gefeyert.

24.

Sieg der Kabale.

Wilhelms Geschäft in Rockenwitz war nun abgethan, und er bereitete sich schon zur Abreise, als ihm Antonio durch einen reitenden Bothen folgenden Brief mittheilte, den er aus Hühnenthal erhalten hatte:

Wigand an Antonio.

Ich weiß, daß Sie, mein wackerer Freund, an mir und meinen Schicksalen aufrichtig Theil nehmen; und es gewährt mir jetzt, da ich wie Hiob leide, ein wehmüthiges Vergnügen, mein Herz in Ihren Busen auszuschütten.

Es ist Ihnen bekannt, daß mir das Liebesverständniß des jungen Franks mit meiner Tochter schon vor einigen Monaten vielen Verdruß machte. Sein Vater und der Pfarrer verklagten mich bey dem Superintendenten; dieser vernahm mich darüber, und erstattete Bericht ans Konsistorium. Meine arme, kränkelnde Frau zog sich diese Verfolgungen zu Gemüthe, ward bettlägerig, und gestern — begrub ich sie. Ich kam fast von Sinnen, als die treue Gefährtin meines Lebens die Augen schloß; aber der Gedanke, daß sie ausgelitten hat, und aller Erdennoth, die mir noch bevorsteht, entgangen ist, tröstet mich nun über ihren Tod, der ein Glück für sie war. Ihre Gebeine ruhen an dem Orte, wo sie geboren ward. Gottes Friede schwebe sanft um die Asche des guten Weibes! —

Ich habe mich eine halbe Stunde lang ausgeweint, und greife nun wieder zur Feder, um Ihnen den Fortgang der gegen mich angelegten Kabale zu melden.

Das Konsistorium schien aus dem Berichte des Superintendenten wahrgenommen zu haben, daß man mir hämisch auf den Dienst lauere, und war so gerecht, nichts weiter darauf zu verfügen, als daß die wider mich angebrachten und zur Zeit noch unerwiesenen Beschwerden mehr ins Licht gesetzt werden sollten: wenn dieß aber nicht durch Zeugen oder andere rechtliche Mittel geschehen könnte, so sey die Untersuchung einzustellen, und mir bloß für die Zukunft die genaueste Beobachtung meiner Dienstpflicht einzuschärfen. — Den Inhalt dieser Verordnung entdeckte mir ein Freund, der

ein kleines Aemtchen beym Konsistorio bekleidet. Ich freute mich der Nachricht, weil mich mein Bewußtseyn überzeugte, daß man mir durchaus keine straffälligen Vergehungen beweisen könne.

Aber meine Feinde gaben das Spiel ihrer Ränke noch nicht verloren. Sie bemühten sich, falsche Zeugen zu dingen. Der Pfarrer war so boßhaft und läppisch zugleich, daß er meine Schulkinder dazu mißbrauchen wollte. Er ließ die Knaben — wie sie mir nachher selbst erzählten — zu sich kommen, theilte Pfeffernüßchen unter ihnen aus, knipp sie schmeichelnd in die Backen, und ermahnte sie liebevoll, alles zu beichten, was sie gegen mich auf dem Herzen hätten. Da waren denn einige Rangen aufgetreten, und hatten sich über harte Züchtigungen be-

klagt. Der Pfarrer schreibt ihre Aussagen sehr emsig nieder. Er fragt: ob ich sie blutrünstig geschlagen? ob die Spuren der empfangenen Schläge vielleicht noch auf ihren Körpern zu sehen wären? Er will sogar ihren Kammerdiener machen, und sie entkleiden; sie sagen ihm aber, er möge sich nicht bemühen, weil die Sache schon so lange her sey, und die Blutmahle wieder verschwunden wären. Ihre Aeltern hätten sie gesehen, und würden es bezeugen.

Das ließ sich der Pfarrer nicht umsonst gesagt seyn. Er lud die Väter dieser Buben (die ich wirklich einige Mahl, wegen grober Unarten, glimpflich gestraft hatte) zu sich ein, und forderte von ihnen ein schriftliches Zeugniß, daß ich ihre Kinder unbarmherzig gemißhandelt habe. Zwey dieser

Väter sind liederliche Trunkenbolde, die für ein Glas Branntwein im Stande wären, ihrem freundschaftlichsten Nachbar einen rothen Hahn auf's Haus zu setzen. Warum hätten sie sich also bedenken sollen, für eine ganze Flasche ihres Lieblingsgetränks, womit sie der Pastor traktirte, alles zu bejahen und zu unterschreiben, was er von ihnen verlangte? Drey oder vier andere Väter hingegen schlugen den angebothenen Fusel aus, und erklärten ehrlich und brav: sie hätten gegen mich gar keine Klage, sondern dankten es mir vielmehr, daß ich ihre wilden Jungen in gebührender Zucht halte. Sie wüßten sich auch nie zu erinnern, daß ich bey meinen Schulstrafen die Gränzen vernünftiger Mäßigung überschritten habe.

Einer dieser redlichen Männer vertraute mir, was bey dem Dejeuner im

Pfarrhause vorgefallen war. Mein Blut wallte auf; ich setzte den Pfarrer zur Rede, und sagte ihm freymüthig ins Angesicht, er grabe mir eine Grube. Er wollte das läugnen. O, ich kenne Sie! sprach ich: Sie gehören zu der Klasse von Menschen, die vor Höhern im Staube kriechen, und sich für diese Demüthigung dadurch entschädigen, daß sie den Niedern in den Staub treten! — Ich warf ihm vor, daß er nach der Pfeife des Gerichtsherrn tanze, und mich um mein Brod zu bringen suche, um eine Mahlzeit im Schlosse zu gewinnen. Kurz, ich zergliederte seinen ganzen Charakter, und hielt ihm den Leichnam stückweise vor. Er richtete die Augen gen Himmel, schlug an seine Brust, und sagte: was er gegen mich unternommen habe, sey bloß auf Antrieb seiner Pflicht und

seines Gewissens geschehen. — Pfuy! rief ich: Sie sind ein nichtswürdiger Heuchler! — Jetzt verlor er seine heimtückische Fassung, und zeigte sich in seiner wahren Dämonengestalt. Wie? was? schrie er mit verzerrten Gesichtszügen auf: Einen Heuchler schilt Er mich? Das soll Ihm theuer zu stehen kommen! — Ich entfernte mich schnell, um mich nicht an ihm zu vergreifen.

Indessen war auch der Gutsherr nicht unthätig gewesen. Er hatte dem alten Zungendrescher, den ich den Feuergabelträger des Teufels zu nennen pflege, den Auftrag ertheilt, die erforderlichen Beweise meiner Uebelthaten herbey zu schaffen. Der schändliche Kerl lief nun im Dorfe herum, und suchte die Bauern zu bereden, daß sie eine mit Lügen angefüllte Schmäh-

schrift, die er gegen mich aufgesetzt hatte, unterschreiben und alsdann gerichtlich beschwören sollten. Ich bekam Wind davon, und ließ mir im Gespräch mit einem ehrlichen Nachbar (der vormahls mein Kriegskamerad war) den Wunsch merken, daß ich den Aufwiegler irgendwo auf der That ertappen möchte. Kurz darauf kam die Frau dieses Nachbars gelaufen, und sagte mir: der Advokat sey jetzt in ihrem Hause, und ich könne in einem Kämmerchen neben ihrer Wohnstube jedes Wort hören, das er mit ihrem Manne spreche. Mit sechs Sprüngen war ich dort, und erniedrigte mich das erste Mahl in meinem Leben zum Horchen. Der Rabulist both alle seine Beredsamkeit auf, meinen Nachbar zur Ablegung eines falschen Zeugnisses zu beschwatzen, und sagte so viel unwahre

und

und ehrenrührige Dinge von mir, daß ich mich nicht enthalten konnte, wie ein Sturmwind aus der Kammer hervor zu brechen. Elender Verleumder! — rief ich — hätt' ich dich in meinen vier Pfählen, du solltest meine schwere Hand fühlen! — Machen Sie keine Umstände! sagte mein Nachbar lächelnd: Thun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären! — Dieser Scherz hatte mich schon wieder etwas abgekühlt, als der Schurke trotzig den Hut aufsetzte, die Arme in die Seiten stemmte, und mir mit den Worten: Untersteh' Er sich, mich anzurühren! — nah auf den Leib trat. Schwapp! hatte er ein Paar Ohrfeigen. Ich prügelte ihn, da wir nun einmahl mit einander auf diesem Fuße standen, vollends aus dem Hause, und warf seine Lügenschrift, die ich in kleine Stücke zerriß, hinter ihm

her. Er lief, als ob ihm der Kopf brennte, aufs Schloß. Mein Nachbar ward in die Gerichtsstube gefordert, und über die Art und Weise, wie ich den Zungendrescher gedroschen hatte, vernommen. Der Schuft hat nachher einem Vertrauten bekannt: er habe mich mit Willen gereitzt, Hand an ihn zu legen, und daß ich's gethan habe, sey ihm lieber als funfzig Thaler.

Es versteht sich, daß ein Eilbothe so bald als möglich an den Superintendenten abgeschickt wurde. Er ließ mich vorladen, und verhörte mich sehr scharf, sowohl über den Thathandel mit dem Advokaten, als auch über den Wortstreit mit dem Pfarrer. Ich läugnete keine Sylbe, keinen Schlag. Der Superintendent befahl, mich aller Amtsverrichtungen zu enthalten, bis die Sache völlig entschieden sey. Eine

Woche nachher ward ich auf Konsistorialbefehl meines Dienstes entsetzt und bedeutet, innerhalb acht Tagen das Dorf zu räumen.

Ich hatte bisher meiner kranken Frau alle neuere Verdrießlichkeiten, die mich betrafen, verschwiegen, und mich selbst krank gestellt, um ihr die vorläufige Untersagung meiner Dienstgeschäfte nicht merken zu lassen: aber den Hauptsieg meiner Feinde mußte ich ihr nothwendig entdecken. Ich that es mit der möglichsten Vorsicht; doch ihre geschwächte Natur konnte diesen harten Schlag nicht aushalten; ein jäher Tod überfiel sie in meinen Armen. — Luise ist untröstlich, und kann sich um so weniger fassen, da sie von dem jungen Manne, um dessen willen wir so unglücklich sind, vergessen zu seyn scheint. Wir haben seit sechs oder acht

Wochen auf keinen unserer Briefe eine Antwort von ihm erhalten. Sagen Sie ihm unser Lebewohl. Wir wandern an einem der nächsten Tage von hier fort, wissen aber in diesem Augenblicke noch nicht wohin. So bald wir festen Fuß gefaßt haben, melde ich es Ihnen. Ich hoffe, daß Ihre Freundschaft uns arme Pilger begleiten wird.

25.

Die Ueberraschung.

Dieser Brief erschütterte Wilhelmen so heftig, daß er laut aufschrie, und mit dem Kopfe gegen die Wand lief. Woldemar, der gerade im Hause und in der Nähe war, hörte ihn schreyen, und eilte in sein Zimmer. Wilhelm stürzte ihm entgegen: „Um Gottes Willen, schaffen Sie mir Pferde! Ich muß fort — fort — auf der Stelle fort!“ —

Woldemar beschwor ihn, sich zu beruhigen, und ihm die Ursache seiner Verzweifelung zu entdecken. „Da lesen Sie!“ sprach Wilhelm, und machte sich reisefertig, indem sein Freund den Brief mit flüchtigen Augen durchsah. Das Couvert

lag auf dem Fußboden. Woldemar hob es auf, und zog ein Blättchen von Antonio's Hand heraus, das Wilhelm in der Bestürzung nicht bemerkt hatte. Es enthielt die Worte:

Ich übersende Ihnen hierbey einen Brief voll trauriger Nachrichten. Lassen Sie sich aber dadurch nicht zu sehr niederschlagen; es kann noch alles einen bessern Ausgang gewinnen, als es bis jetzt das Ansehen hat. Ich habe in derselben Stunde, in der ich den Brief des armen Wigands erhielt, eine Stafette an ihn abgefertigt, und ihn dringend gebeten, geraden Weges hierher zu kommen, und mein Haus und Hab' und Gut als das seinige anzusehen. Allem Vermuthen nach ist er schon von Hühnenthal weg; doch wahrscheinlich weiß mein Schwiegervater, in welche Gegend er sich gewandt

hat, und wird ihm den Brief nachschicken. Sollten alle diese Anstalten, die ich in der größten Eil traf, ihren Zweck verfehlen, so müssen wir warten, bis Wigand mir Nachricht gibt, wo er sich aufhält. Ich werde dann keinen Augenblick säumen, ihn aus allen Kräften zu unterstützen. Ein mir unerklärliches Etwas fesselt mein Gemüth an diesen Mann, und macht mir ihn so lieb und werth, daß ich ihm mein Leben aufopfern wollte. —

Woldemar las Wilhelmen, der noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, diese Zeilen vor, und gab ihm den Rath, die Wirkung von Antonio's Anstalten in Rockenwitz abzuwarten, weil sich doch für Wiganden nichts thun lasse, bis man wisse, wo er sey. „Freund, was muthen Sie mir zu?" antwortete Wilhelm: „Ich soll hier bleiben? Soll ruhig essen, trin-

ken und schlafen, indessen das Mädchen, das ich mehr als alles in der Welt liebe, mit seinem unglücklichen — durch mich unglücklich gewordenen Vater, trostlos herum irrt? — Ha! was wär' ich für ein erbärmlicher Mensch, wenn ich das könnte! Ich würde mich selbst verachten, ewig verachten! — Nein, kein Schlaf komm' in meine Augen, bis ich die armen, ins Elend verwiesenen Leute gefunden habe. — Leben Sie wohl, lieber Woldemar! Ich kann mich keinen Augenblick länger aufhalten. Die Erde brennt unter mir. Erzeigen Sie mir die einzige Freundschaft, lassen Sie mich in der Stille davon reisen. Ich kann mit Abschiednehmen keine Zeit verlieren. Grüßen Sie Emilien, grüßen Sie Ihren Schwiegervater, und danken Sie beyden in meinem Nahmen für die gute, freundschaftliche Aufnahme, die ich in diesem Hause fand.

Ich werd' es nächstens auch schriftlich thun. Meine Bücher und Kleider bleiben indessen hier. Ich werfe mich, wie ich geh' und stehe, in einen leichten Kourierwagen. Leben Sie wohl, Freund, leben Sie wohl! Wir werden uns wiedersehn." —

Woldemar umarmte ihn mit Rührung, und begleitete ihn nach dem Posthause.

„Sie kommen wie gerufen, Herr Frank!" sagte der Postmeister. „In diesem Augenblicke überbrachte eine Stafette diesen Brief an Sie." —

Wilhelm erbrach ihn schnell. Er war von seiner Mutter, und bestand bloß aus diesen wenigen Zeilen:

Mein lieber Sohn,

Dein Vater und ich wünschen, wegen eines wichtigen Vorfalls, Dich hier zu sehen. Reise, wenn es möglich ist,

noch in dieser Stunde von Rockenwitz ab, und versprich Dir bey uns einen freundlichen Empfang. Ich bin mit herzlicher Liebe u. s. w.

Höchst unerwartet war ihm dieser Ruf. Die Spannung, in der er sich mit seinen Aeltern befand, und die gerade jetzt stärker als jemahls war, machte ihn gegen den liebreichen Ton der Einladung etwas mißtrauisch, und er hätte sie schwerlich sogleich befolgt, wenn es ihm nicht wahrscheinlich gewesen wäre, daß die Straße über Hühnenthal der rechte und der nächste Weg sey, Luisen zu finden. Er schlug ihn also schnurstracks ein, fuhr ohne Ruhe und Rast, und machte die Postknechte durch Freygebigkeit so thätig, daß er schon in der Abenddämmerung des folgenden Tages das väterliche Schloß erreichte.

Er eilte, von niemanden bemerkt, die Treppe hinauf. Ein Bedienter, den er

oben traf, öffnete ihm, als er nach seiner Mutter fragte, die Thür des Wohnzimmers. Er trat hinein, und stand einen Augenblick auf der Schwelle ganz unbeweglich vor Staunen; denn er glaubte Geister zu sehen. Wigand und Luise saßen vor einem Bette, in welchem sein Vater, mit bleichem Gesicht und verbundenem Kopfe, lag. Sie sprangen mit einem Freudengeschrey auf. Der Vater reichte ihm die Hand entgegen. Die Mutter drückte ihn mit Thränen an ihr Herz, führte ihn zu Luisen, und sprach mit einem rührenden Tone: „Umarme das edle Mädchen!“ — Er küßte Luisen in einer trunknen, sprachlosen Betäubung, flog dann hin ans Bett seines Vaters, und stammelte: „Bist Du krank?“ — Der Vater nickte sanft mit dem Kopfe. „Nöthige den armen Vater nicht zum Sprechen!“ sagte die Mutter: „Der Arzt

hat es ihm untersagt. Du sollst alles, was Dich hier befremdet, aus meinem Munde erfahren, so bald Du Dich vom Schwindel der Ueberraschung ein wenig erhohlt hast.“ —

Nach einigen Minuten, die unter neuen Umarmungen verflogen, fing die Mutter ihre Erzählung an; der Fluß ihrer Worte ward aber von Wilhelms Fragen und andern Zwischenreden so oft gehemmt, daß es vielleicht angenehmer seyn wird, die Geschichte des Vorfalls, der die wunderbare Zusammenkunft der Liebenden bewirkte, ohne Unterbrechung zu lesen.

26.

Die edlen Freunde.

Herr von Schierling, der verabschiedete Lieutenant, war gegen Wilhelmen äußerst aufgebracht, unnd wirklich nicht ohne Grund; denn hätte sich der junge Mensch im Gasthause geduldig necken und foppen lassen, wie seine verdammte Schuldigkeit war, oder hätte er wenigstens die von ihm, mit der Spitze des Degens auf seiner Brust, höflich erbetene Ehrenerklärung in Unterthänigkeit ausgestellt: so wäre der Herr Lieutenant nicht aus der Stube geworfen, nicht kassirt, nicht auf die Festung gebracht worden. Man kann es ihm also gar nicht verdenken, daß er, nach seiner Befreyung aus der Gefangenschaft, den

heillosen Buben in Antonio's Hause aufsuchte, um an ihm Rache zu nehmen, oder sich noch ein Mahl von ihm über die Schwelle stoßen zu lassen.

Da er ihn nicht fand, und er auch von dem verstockten Buchhändler den Aufenthalt seines Feindes nicht erfahreu konnte, bestieg er einige Zeit nachher seinen Gaul, ritt nach Hühnenthal, ließ sich bey Wilhelms Vater anmelden, und fragte, ohne weitere Vorrede, mit kurzen und rauhen Worten: ob sein Sohn hier sey.

Herr Frank sah ihn, wegen seines unhöflichen Betragens, mit großen Augen an, und antwortete Nein.

„Nun, so sagen Sie mir geschwind, wo ich ich ihn finde!" polterte Schierling.

„Soll ich meines Sohnes Hüther seyn?" — versetzte Herr Frank. „Und über dieß begreif' ich nicht, was Sie mit ihm noch auszumachen haben, da

Ihre Streitsache, so viel ich weiß, völlig abgethan ist.“ —

„Sie irren sich sehr, wenn Sie das glauben!“ fuhr der Lieutenant auf. „Der junge Herr muß noch erst recht tüchtig dafür die Ruthe bekommen!“ —

„Von Ihnen doch nicht?“ — sprach Wilhelms Vater, und lächelte sehr unangenehm.

„Spotten Sie nicht, mein Herr!“ sagte der Edelmann drohend.

„Betragen Sie sich anders,“ erwiederte Jener, „so hab' ich keinen Anlaß, über Sie zu lachen. Ich bin in mancher Rücksicht mit meinem Sohn unzufrieden, und habe seine Händel mit Ihnen gar nicht gebilligt: wenn Sie sich aber gegen ihn so aufführten, wie gegen mich, so muß ich gestehen, daß er ganz recht that, Sie zur Thür hinaus zu wer-

fen; und machen Sie mir des Lärms hier zu viel, so bin auch ich, meines Alters ungeachtet, gar nicht abgeneigt, einen Tanz mit Ihnen zu versuchen." —

„Ja, ja," — sprach Herr von Schierling, ohne sich auf das letztere Anerbiethen einzulassen — „ich konnt' es wohl denken, daß Sie Ihren lieben Sohn in Schutz nehmen würden, und es ist auch in gewisser Betrachtung sehr billig: denn er lernte ja seine feinen Sitten von Ihnen." —

„Er lernte von mir, sich von keinem Uebermüthler und Großsprecher unter die Bank stecken zu lassen. Hätten Sie von Ihrem gnädigen Herrn Papa — dem alten Hundenarren, der sich seiner schmutzigen Kläffer wegen zum Denuncianten erniedrigt — hätten Sie von Dem nichts Schlimmers gelernt, so wär' Ihnen wohl nicht eingefallen, den Banditen zu spielen,

und

und meinem unbewaffneten Sohn Ihren Degen auf die Brust zu setzen.“ —

„Alle Teufel!“ schrie der Lieutenant, und machte eine Bewegung, als ob er ausschlagen wollte.

„Lassen Sie Ihre Teufel zu Hause!“ sagte Herr Frank. „Ich hab' ein Paar Bedienten in der Nähe, die sich vor der ganzen Hölle nicht fürchten.“ — Mit diesen Worten zog er zwey Mahl heftig die Klingel; ein Jäger und ein Bedienter erschienen. „Begleitet diesen Herrn,“ sprach er, „vor's Schloßthor hinaus, und lasset ihn nie wieder vor mich!“ —

Herr von Schierling rief nochmahls mit verstärkter Stimme alle Teufel herbey; doch kein einziger Bockfüßler kam ihm zu Hülfe. Dagegen machten die beyden handfesten Bedienten die Stubenthür angelweit auf, und winkten ihm, hinaus zu spazieren. „Gut, mein Herr,“ sprach

er abgehend. „Ich befreye Sie jetzt von der Angst meiner Gegenwart; denn vor diesen Zeugen Ihrer Feigheit hab' ich nichts mit Ihnen zu verhandeln. Aber verlassen Sie sich darauf, ich komme wieder!" —

„Sie werden meine Bedienten immer zu Hause finden!" rief ihm Herr Frank unter der Thür nach, und schlug sie lachend zu.

Schäumend vor Wuth lief Herr von Schierling spornstreichs nach dem Schulhause, um seinen Grimm an Luisen auszulassen; allein er fand die Thür verschlossen, und sie ward auch auf sein stürmisches Anklopfen nicht geöffnet. Wigand und seine Tochter, die in der Frühe des folgenden Tages das Dorf verlassen wollten, waren ausgegangen, um von ihren Freunden Abschied zu nehmen.

Herr von Schierling, der diesen Tag

nicht ganz unthätig hinbringen wollte, ritt zu einem seiner Freunde, der in der Nähe ein Landgütchen besaß. Er war ein sittenloser, ausschweifender und dabey arglistiger Mensch, wußte sich aber so geschickt zu verstellen, daß er in der Gegend umher ziemlich beliebt, und auch im Frankschen Hause immer willkommen war. Schierling erzählte ihm den Auftritt, den er dort gehabt hatte, und erbat sich Rath und Beystand.

Herr von Spitzkopf — so hieß sein edler Freund — zuckte die Achseln. „Brüderchen," sprach er, „verschone mich mit der Aufforderung, wider den Isegrimm in Hühnenthal frey und offen zu Felde zu ziehen. Das schlag' ich Dir rund ab. Nicht aus Freundschaft gegen ihn — bewahre der Himmel! Er ist ein unerträglicher Hans Tapps, der einem die unangenehmsten Dinge, die er Wahrheiten

nennt, und die es wohl auch bisweilen sind, unter die Nase reibt: aber so grob er ist, so fein sind seine Speisen und Weine, und bloß denen zu Liebe mag ich's mit ihm nicht verderben. Da man über dieß schon daran gewöhnt ist, daß er keine Fasson hat, so macht man sich aus seinen sogenannten Wahrheiten so wenig, als aus dem Gesumse einer Brummfliege. Ich lasse, wenn ich zu ihm schmausen gehe, die Ohren zu Hause, und nehme nur den Magen mit; der ist taub." —

„Unglücklicher Weise hatt' ich meine Ohren bey mir, als er mir heute die Wahrheit geigte!" versetzte Herr von Schierling. „Aber ich will ihm dafür den Fiedelbogen um den Kopf schlagen! — Es wär' auf der Stelle geschehen, wenn mir nicht ein Riesenpaar von Bedienten im Wege gestanden hätte. Sag mir nur

wenigstens, Herr Bruder, wo ich ihn ohne diese Leibgarde antreffen kann.“ —

„Nichts ist leichter!“ antwortete Spitzkopf. „Er reitet alle Morgen, wenn es das Wetter nur einiger Maßen erlaubt, allein spazieren, und nimmt gemeiniglich seinen Weg in einen Wald, der diesseits des Dorfs Hühnenthal unweit der Landstraße liegt.“ —

„Die nahe Landstraße —“ sprach Herr von Schierling bedenklich.

„Schadet Dir nichts, Herr Bruder!“ fiel Spitzkopf ein. „Sie ist überhaupt nicht sehr lebhaft, und besonders in den Frühstunden ganz einsam und menschenleer. Bleib diese Nacht hier, und reite morgen kurz nach Sonnenaufgang an einen gewissen Ort, den ich Dir genau beschreiben werde, so bist Du sicher, Deinen Mann zu finden. Schieß oder stich ihn aber nur nicht über den Haufen; sonst

bin ich Jahr aus Jahr ein um wenigstens funfzig köstliche Mahlzeiten geprellt." —

27.

Die Rührung.

Herr von Schierling entschloß sich zu der vorgeschlagenen Wegelagerung, und hielt bey guter Zeit zu Pferde an der ihm angewiesenen Stelle. Er lauerte nicht lange vergebens. Herr Frank (der an diesem Tage, des rauhen Wetters ungeachtet, nicht zu Hause geblieben war, weil er einen verdrießlichen Abschiedsbesuch von Winganden befürchtete) kam ohne Begleitung eines Bedienten geritten. „Halt!" brüllte

Schierling, und sprengte mit gezogenem Degen aus seinem Hinterhalte hervor. Frank hielt still, und fragte, was er wolle. „Abbitte wegen der gestrigen Grobheiten!“ war die Antwort. „Die hätt' ich zu erwarten;“ sagte Jener: „aber ich schenke sie Ihnen.“ — Durch diesen friedfertigen Ton noch muthiger gemacht, ritt Schierling ganz nah heran, und forderte mit vorgestrecktem Degen seinen Gegner auf, er solle vom Pferde steigen, und ihn mit entblößtem Haupte um Verzeihung bitten. „Ein lächerliches Begehren,“ versetzte Frank, „das nur ein bewehrter Bandit gegen einen Waffenlosen aussprechen kann. Es wäre Thorheit, mich unter diesen ungleichen Umständen und in dieser einsamen Gegend mit Ihnen in einen Streit einzulassen. Ich werde mir vor Ihren meuchelmörderischen Nachstellungen Sicherheit zu verschaffen wissen.“ —

Mit den letzten Worten lenkte Herr Frank schnell sein Pferd, und jagte auf einem Fußsteige, der quer durch den Wald nach der Landstraße führte, im stärksten Galopp davon. „Feige Memme!“ rief Schierling, und drückte im Nachsetzen ein Pistol ab. Die Kugel streifte Franks Schulter; das scheue Pferd that einen jähen Seitensprung, und schmetterte ihn mit dem Kopfe so heftig gegen einen Baum, daß er betäubt zur Erde fiel. Schierling sprang vom Pferde. „Bitten Sie ab, oder es kostet Ihr Leben!“ sprach er wüthend, und setzte die Degenspitze auf Franks Brust.

„Heh da! Ruhe!“ rief plötzlich eine starke Stimme, und Wigand und Luise, die auf der Reise begriffen waren, eilten mit flügelschnellen Schritten von der Landstraße her. Sie hatten ihre Bündel weggeworfen, um dem Verwundeten, den sie

von weiten kannten, desto geschwinder bey-springen zu können. Der Vater lief mit der größten Anstrengung voraus, und drohte mit einem dicken Knotenstocke. So bald Schierling die Kommenden sah, ver-setzte er seinem Feinde mit hämischer Be-hendigkeit einige Hiebe, warf sich aufs Pferd, und ritt mit verhängtem Zügel von dannen. Ihn aufzuhalten und fest zu machen war nicht möglich.

Wigand richtete den Blutenden auf, und verband seine Wunden, wozu Luise mit Freuden ihre feinsten Tücher hergab, die sie aus den weggeworfenen Reisebün-deln im Sprunge hohlte. Herr Frank hatte Besinnung und Sprache verloren, sah seine Retter mit starren Augen an, und schien sie nicht zu kennen; doch nach einigen Minuten sprach er leise Wigands Nahmen aus, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er von der thätigen Hülfe,

die ihm geleistet wurde, gerührt sey. Sein Pferd war nicht weit von dem Platze, wo er herab sank, stehen geblieben. Wigand bestieg es, um aus Hühnenthal einen Wagen zu hohlen. Da er aber besorgte, daß der Meuchler seine Abwesenheit benutzen und einen neuen Ueberfall versuchen möchte: so trug er den Kranken erst weiter hin an die Landstraße, machte ihm von Kleidern und Leinengeräth ein bequemes Lager, und übergab ihn Luisens Aufsicht. Sie kniete bey ihm nieder, vergoß theilnehmende Thränen, lauschte ängstlich auf seine schwachen Athemzüge, wischte jeden hervor quellenden Blutstropfen sorgfältig ab, und ließ ihm kein Insekt zu nahe kommen. Indem sie sich so gutmüthig beschäftigte, ward sie durch ein Geräusch im nahen Gebüsch erschreckt. Schierling hatte sich heran geschlichen, und belauerte die schöne Samariterin. Im

Begriff, hinter den Bäumen hervor zu springen, ward er durch ein Paar Männer, die des Weges gingen, und bey dem Verwundeten stehen blieben, wieder verscheucht. Bald darauf kam Wigand mit einem Wagen und einigen Leuten aus Hühnenthal zurück. „Leben Sie wohl, Herr Frank!" sprach er, als er ihn in den Wagen gehoben hatte. „Ich freue mich, daß ich Ihnen, indem ich aus dieser Gegend wandere, noch einen kleinen Dienst leisten konnte." — Er wollte sich nun entfernen. „Bleiben Sie, mein Lieber!" sagte Herr Frank. „Begleiten Sie mich in mein Haus! Es wär' unverzeihlich, den Retter meines Lebens ohne Erkenntlichkeit von mir zu lassen." — Wigand betheuerte, daß er für die Erfüllung seiner Menschenpflicht durchaus nichts annehme. „Nun, so schenken Sie mir," erwiederte Jener, „wenigstens Ihre Gesellschaft auf

einige Stunden, damit wir als Freunde von einander scheiden." —

Um nicht unversöhnlich zu scheinen, gehorchte Wigand der wiederhohlten dringenden Aufforderung, sich mit seiner Tochter in den Wagen zu setzen. Er hatte, bey dessen Abhohlung, aus Bescheidenheit verschwiegen, daß er selbst es war, der den Meuchelmörder in die Flucht trieb. Madame Frank erstaunte daher nicht freudig, da sie ihren Gatten in Gesellschaft der beyden ihr verhaßten Personen ankommen sah. Aber kaum hörte sie aus seinem Munde, wie sehr sie sich um ihn verdient gemacht hatten, so verschwand aller Groll aus ihrem Herzen. Sie drückte Wiganden die Hand; sie umarmte Luisen; und als sie sich mit der Letztern (die sie seit anderthalb Jahren mit keinem Auge gesehen und auch vorher wenig gesprochen hatte) in eine Unterredung einließ, ward sie von

dem angenehmen Mädchen so eingenommen, daß sie ihrem Sohne seine unbezwingliche Leidenschaft nicht mehr verdachte, und sich sogleich entschloß, der Vereinigung der Liebenden nicht länger entgegen zu seyn. Diesen Entschluß beförderte wahrscheinlich auch der Umstand, daß sie außer dem Fräulein von Alfanz und Emilien, die beyde für Wilhelmen verloren waren, kein Frauenzimmer kannte, das sie sich zur Schwiegertochter gewünscht hätte.

Herr Frank (dem die bisherigen Bestrebungen, eine reiche Heirath zu Stande zu bringen, nicht so sehr als seiner Frau am Herzen gelegen hatten, und dessen Hartsinn durch den jetzigen Unfall geschmeidiger worden war) billigte ohne Widerspruch ihren Vorschlag, Luisen zur Schwiegertochter anzunehmen, und sie und ihren Vater auf diese anständige Weise zu belohnen. Er war überhaupt dem Mädchen nie ab-

hold gewesen; nur Wilhelm und Wigand hatten ihn durch muthigen Widerstand, den er nicht gern vertrug, gegen sich in Harnisch gebracht, und ihn — da er vollends von seiner Gattin immer noch mehr aufgereitzt ward — zu den harten Maßregeln bewogen, die ihm jetzt auf dem Krankenbette leid thaten. Auch fand er an Wiganden selbst, da er jetzt nicht mehr Schulmeister war, weniger Anstoß als zuvor; kurz, es vereinigte sich alles, um unserm Liebespaare den Weg in Hymens Reich zu ebenen.

Keine Beschreibung erreicht Wigands Erstaunen und Luisens Entzückung, als Madame Frank ihnen eröffnete, was im geheimen Eherathe beschlossen worden war. Sie fertigte hierauf die Stafette nach Rockenwitz ab. Am folgenden Tag traf Antonio's Brief an Wiganden ein. Er bebeantwortete diese Einladung, von der

man ihn nicht Gebrauch machen ließ, mit Ausdrücken des wärmsten Danks.

Alle diese Vorfälle wurden Wilhelmen in der ersten Stunde seiner Ankunft erzählt; nur wußte niemand, daß Herr von Spitzkopf den Plan der Wegelagerung angegeben hatte. Unter vier Augen gestand Madame Frank ihrem Sohne, daß sie alle Briefe, die er und Luise in den letztern zwey Monaten an einander geschrieben, aufgefangen habe. „Ich that es," setzte sie hinzu, „weil ich den Werth des guten, edlen Mädchens nicht kannte, und in dem thörichten Wahn stand, Du könntest nicht anders, als durch eine reiche Frau, glücklich werden." —

28.

Die Entführung.

So war denn alles bis auf die Hochzeit in Ordnung. Diese ward, wegen Luisens Betrübniß über den Tod ihrer Mutter, einige Monate verschoben. Indessen machte Herr von Schierling einen Versuch, sie zu stören.

Ungeachtet er, als ein Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit, von der Justiz überall aufgesucht und sogar mit Steckbriefen verfolgt wurde, so war er doch nirgends zu finden, und man glaubte daher, er sey aus dem Lande geflüchtet. Allein er hielt sich bey dem Herrn von Spitzkopf verborgen, und brütete in einer Bodenkammer (wo ihm sein treuer Jona-

than

than mit eigener Hand Speise und Trank zutrug) über neuen Unthaten. Er war von Luisen, als er sie an der Landstraße belauschte, entzündet worden, und machte nun, von Wollust und Rache gespornt, den Anschlag, Wilhelmen bey der empfindlichsten Seite anzugreifen, und ihm seine Braut zu entführen.

Herr von Spitzkopf — der sich nach wie vor alle Wochen ein Mahl an Franks Tafel recht satt aß, und immer desto heftiger auf Schierlingen loszog, je mehr sich der Koch angegriffen hatte — war auch bey diesem Vorhaben willig, seinem Freunde mit Rath und That unter die Arme zu greifen. Es kam darauf an, Luisen eines Abends aus dem Schlosse zu locken, und während dieser Zeit Wiganden und Wilhelmen zu entfernen. Herr Frank, der sich noch unter den Händen des Wundarztes befand, konnte bey seiner jetzigen

Kraftlosigkeit der Entführung kein Hinderniß in den Weg legen.

Die Sache ließ sich besser und leichter an, als man vermuthet hatte. Herr von Spitzkopf erfuhr, als er einsmahls in Hühnenthal speis'te, daß Luise gewohnt sey, mit Madame Frank Abends im Mondschein vor dem Dorfe spazieren zu gehen. Da nun eben das schönste Sommerwetter war und der Vollmond eintrat, so entschloß sich Spitzkopf auf der Stelle, die beyden obgenannten Herren auf den folgenden Tag zu Gaste zu bitten, und sie so lange bey sich aufzuhalten, bis die Entführung geschehen sey.

Sie nahmen, nichts Arges denkend, seine Einladung an, und stellten sich zu Pferde bey ihm ein. Er bewirthete sie so gut als möglich, und suchte sie durch allerley höfliche Kunstgriffe in seinem Hause zu fesseln. Er brachte es auch wirklich da-

hin, daß sie bis zur Abenddämmerung bey ihm verweilten. Jetzt wollten sie plötzlich fort. Er stellte sich ganz erschrocken, und bat dringend, noch zu Abend bey ihm zu speisen, und dann erst beym lieblichen Mondenlicht, das jetzt dem hellen Tage gleiche, zurück zu reiten, oder auch, was ihm noch lieber sey, die Nacht über unter seinem Dache zu bleiben. Wigand hatte Lust, noch ein paar Stündchen zu verharren; aber Wilhelm empfand auf Ein Mahl eine gewisse Bangigkeit, die mit jeder Minute stieg. Er drang heftig darauf, ohne Verzug fort zu reiten. Spitzkopfs Bitten und Schmeicheleyen waren verloren; seine Gäste setzten sich zu Pferde, und legten die zwey Meilen nach Hühnenthal in möglichster Eile zurück.

Nah am Dorfe kamen ihnen zwey Bedienten vom Schlosse auf ungesattelten Pferden entgegen gesprengt, und erzählten

im Vorbeyjagen, Luise sey vor einer halben Viertelstunde von der Seite der Madame Frank entführt worden. Mit Entsetzen hörten Wilhelm und Wigand diese Nachricht, und folgten sammt dem Reitknechte, den sie bey sich hatten, den beyden Bedienten.

Als sie ungefähr eine halbe Meile weit geritten waren, sahen sie einen Wagen vor sich, der schnell von der Straße ablenkte, und auf ein nahes Gebüsch zueilte. Wie ein Donnerwetter war Wilhelm hinterher, und fiel den Pferden schon in die Zügel, als auch seine vier Begleiter mit wildem Geschrey anlangten. Dadurch erschreckt sprang der Kutscher vom Bock, und floh nebst einem Kerl, der hinten auf dem Wagen stand, in den Wald. Man ließ sie laufen, hielt aber einen Herrn fest, der sich aus der Kutsche heraus stürzte, und gleichfalls entwischen

wollte. Es war Herr von Schierling in hoher Person. Luise lag mit gebundenen Händen und einem Tuche, das man ihr in den Mund gedreht hatte, ohnmächtig im Wagen, erhohlte sich aber sogleich, als man sie fessellos machte, und Wilhelms Stimme ihren Nahmen rief. Er setzte sich zu ihr in den Wagen; ein Bedienter lenkte die Pferde; die beyden andern nahmen den Gefangenen, den man billiger Maßen zu Fuß gehen ließ, in die Mitte; Wigand ritt vor ihnen her, und führte den Zug.

Als man in Hühnenthal ankam, ward der Arrestant in ein mit Schlössern, Riegeln und eisernen Fenstergittern verwahrtes Zimmer gebracht, und erhielt eine Ehrenwache von sechs stammhaften, mit Spießen und Knitteln bewaffneten Bauern. Düster, wie ein Uhu, saß er in seinem Käfich, und sprach kein Wort. Am

folgenden Tage ließ ihn der Befehlshaber der nächsten Besatzung, dem man den Vorfall gemeldet hatte, durch ein Kommando abhohlen, und lieferte ihn in die Hauptstadt, wo er zu ewiger Festungsgefangenschaft verurtheilt wurde.

Auch Herr von Spitzkopf bekam bey dieser Geschichte eine tüchtige Schlappe. Er hatte seinem Busenfreunde Wagen und Pferde zur Entführung geliehen, und erschrak daher außerordentlich, als er hörte, daß sie verunglückt und seine Equipage den Feinden in die Hände gefallen sey. Man kannte sie in Hühnenthal sehr genau, weil er hundert Mahl damit zum Schmause gekommen war: dennoch besaß er die Frechheit, sie zu verläugnen, und gerieth darüber in eine Untersuchung, die ihm mehr kostete, als alle Mahlzeiten werth waren, die er jemahls im Frankschen Hause genossen hatte. Das Wägel-

chen und die Rößlein wurden öffentlich versteigert, und er durfte sich von nun an in Hühnenthal nicht wieder sehen lassen.

„Wie wunderbar sich doch manches in der Welt fügt!" sprach Herr Frank, als einst von Luisens Entführung die Rede war — „Erinnerst Du Dich noch, mein Sohn, aus Deinen Kinderjahren, daß Du einst die Hunde des alten Herrn von Schierling karbatschtest?" —

„O ja!" antwortete Wilhelm.

„Glaubst Du wohl, daß dieser Knabenstreich bis diesen Augenblick fortwirkte? — Alle Deine Händel mit dem Lieutenant entstanden daraus. Er mahlte Dir einen Esel an die Thür, schalt Dich einen Hundevogt, band im Gasthof mit Dir an, überfiel Dich in Deinem Zimmer, ward vom Regimente gejagt, suchte Dich hier auf, begann mit mir einen Streit, verwundete mich im Walde, entführte Lui-

sen, und sitzt nun zum Lohn dieser Thatenreihe zeitlebens auf der Festung.“ —

„Alles wahr, lieber Vater!“ entgegnete Wilhelm. „Aber in dieser Kette von Begebenheiten fehlt noch ein Glied, und gerade das beste!“ —

„Was wäre das?“ fragte Herr Frank.

„Ich mag es nicht eher nennen,“ erwiederte der Sohn, „bis Du mich versichert hast, daß Dich Deine Wunden nicht mehr schmerzen.“ —

„Hm! wie fällt Dir das ein? Ich bin ja ganz wieder gesund.“ —

„Nun, so erlaub' ich mir die Bemerkung, daß ich meiner kindischen Hundehetze sogar Luisen verdanke. — Du hättest vielleicht nie in unsere Verbindung gewilligt, wenn nicht bey Gelegenheit Deiner Verwundung die Herzensgüte des Mädchens und der biedere, ganz rachlose Charakter des Vaters aus dem Dunkel

des Verkanntseyns hervor getreten wären.“ —

„Das räum' ich Dir ein;“ sprach Herr Frank. „Ich bin überhaupt ein rechter Märtyrer Deiner Liebschaft: denn bekam ich nicht auch ihretwegen vor einigen Jahren im Schulgarten einen verdammt harten Kopfstoß vom Magister Trufelius?“ —

So scherzend verfolgten Vater und Sohn noch weiter den Faden, der bey ihren Hausbegebenheiten Ursach und Wirkung verknüpft hatte. Da ihn jeder aufmerksame Leser von selbst finden wird, so können wir uns der Mühe überheben, die Fortsetzung ihres Gesprächs aufzuzeichnen. Wir benutzen lieber den Raum, uns der Schierlingschen Familie auf immer und ewig durch die Nachricht zu entledigen, daß der alte Herr — kurz nach der Abreise seines Sohnes auf die Festung — durch einen schnellen

Tod seinen Hunden entrissen wurde. Er hinterließ ein Testament, worin sie, nach Abzug des dem Lieutenant gebührenden Pflichttheils, zu Universalerben eingesetzt waren. Die Summe seines Nachlasses belief sich so hoch, daß der letzte, seine Miterben überlebende Hund fünf- bis sechshundert Thaler jährliche Einkünfte zu verzehren hatte, und also in seiner Art ein großes Haus machen konnte. Erst dann, wenn dieser reiche Kauz Todes verfahren seyn würde, sollte die Hauptsumme des Vermächtnisses, nach dem letzten Willen des Erblassers, einem Hospital zufallen, und besonders zur Verpflegung solcher mitleidswürdigen Personen verwandt werdan, die auf eine gründliche Art beweisen könnten, daß sie in ihren vormahligen bessern Umständen viel Hunde gehalten, und sich dadurch an den Bettelstab gebracht hätten. — Daß der Testierer seinen

Sohn nicht wenigstens zum Nacherben seiner innigst geliebten Hündlein bestimmte, geschah aus der gerechten Besorgniß, der böse Bube möchte ihnen nach dem Leben trachten, um sich je eher je lieber in den Besitz ihres Vermögens zu setzen.

29.

Der Polterabend.

Bis gegen den Hochzeittag fiel nun nichts Merkwürdiges weiter vor. Das Schloß in Hühnenthal war ein Schauplatz der Eintracht und Freude. Nur Wiganden sah man oft in Trübsinn versunken. Ihn drückte, wie er selbst ge-

stand, ein geheimer Kummer, den er niemanden entdecken wollte.

Des Pfarrers Schlangenwindungen und Demüthigungen vor ihm waren lustig. Die Nachricht, daß der abgesetzte und vertriebene Schulmeister dem Gutsherrn das Leben gerettet habe, und in dessen Kutsche wieder zurück gekommen sey, schlug wie ein schweres Gewitter im Pfarrhause ein. Der Pastor wußte vor Bestürzung nicht, was er beginnen sollte. Er setzte die Stutzperücke zehn Mahl auf, um den Kranken zu besuchen, und zehn Mahl nahm er sie wieder ab, um Wiganden nicht zu sehen. Endlich überwand er diese Scheu, ließ sich bey dem Patienten anmelden, und ward abgewiesen. Herr Frank, der Wigands Verfolgung bereute, haßte den Pfarrer, dem er nie hold war, jetzt um so mehr, weil er sich auf den ersten Wink zum Werkzeuge derselben hatte

gebrauchen lassen. So geht es gemeiniglich den Helfershelfern dieser Art, und sie verdienen es nicht besser.

Wie vom Schlage gelähmt, schlich der Pfarrer nach Hause; ihm schmeckte weder Essen noch Trinken. Er ließ sich in den nächsten Tagen mehrere Gänge aufs Schloß nicht verdrießen: sie waren aber alle vergeblich. Nun schrieb er an Wiganden (auf den er den Verdacht warf, daß er ihn durch rachgierige Verhetzungen in Ungnade gestürzt habe) einen sehr schmeichelhaften Brief, beglückwünschte ihn über Herrn Franks Rettung, nannte ihn ein dazu auserwähltes Rüstzeug Gottes, bat um großmüthige Verzeihung vormahliger Mißverständnisse, und empfahl sich seiner schätzbaren Gewogenheit und Freundschaft. Dieses unterwürfige Schreiben bewirkte nichts, als daß ihm Wigand mit zwey Zeilen antwortete: er verzeihe von ganzem

Herzen; doch von Freundschaft könne unter ihnen nicht die Rede seyn.

Je näher die Hochzeit rückte, desto häufiger und ängstlicher wurden die Bemühungen des Pfarrers, sich im Schlosse wieder in Gunst zu setzen. Alle Menschen, die dort aus und ein gingen, sprach er an, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Unter mancherley biblischen Bildern und Gleichnissen erwähnte er seiner Verbannung aus den Augen des Gutsherrn sogar auf der Kanzel, und wehklagte, bitterlich weinend, daß man sein gutes Herz verkenne. Doch das alles half ihm nichts: er bekam dennoch keinen Bissen vom Hochzeitschmause, um den es ihm hauptsächlich zu thun war. Wilhelm bestand darauf, sich nicht von ihm einsegnen zu lassen. Seine Gebühren schickte man ihm ins Haus, und ein anderer Geistlicher ward, mit Erlaubniß des Konsistoriums,

erkoren, die Trauung zu verrichten. Die Wahl wäre auf den Magister Trufelius gefallen, wenn ihn nicht Luise ausdrücklich verbeten hätte.

Gepoltert ward am Polterabend eben nicht viel. Es bedurfte keiner großen Zurüstungen zur Hochzeit, weil Antonio der einzige fremde Gast war, den man erwartete. Seine Ankunft heiterte den melancholischen Wigand so auf, wie man ihn seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Man erinnerte sich der ersten Bekanntschaft im Gasthofe, und lachte noch herzlich über die damahls vorgefallenen lustigen Auftritte mit den beyden überklugen Herren Gevattern.

Antonio erzählte mancherley Neuigkeiten aus der Hauptstadt, und unter andern auch die: daß Fräulein Aspasia in ihrem neunzehnten Jahre an der griechischen Mode gestorben sey. Sie hatte, den

Warnungen der Aerzte zum Trotz, ihre schamlose Nacktheit immer weiter bis fast zum paradiesischen Feigenblatte getrieben, und es so der Sense des Todes recht bequem gemacht, sie auf eine unheilbare Art zu verwunden. —

Bey der Abendtafel, die Herr Frank mit seinen besten Weinen versehen hatte, war unsere kleine Gesellschaft sehr vergnügt. Wigand allein saß bisweilen einige Minuten lang in tiefem Nachdenken, sah schweigend und starr vor sich hin, und nahm an dem frohen Geschwätz um ihn her keinen Antheil. Antonio munterte ihn auf, sich mit den Fröhlichen zu freuen. „Freund, das kann ich nicht immer!" seufzte Wigand. „Mein Leben gleicht einem Apriltage, dessen lachende Heiterkeit oft durch Stürme unterbrochen wird. — In den frohsten Stunden — besonders wenn ich Familienfesten bey-

wohne

wohne — überfällt mich bisweilen eine Schwermuth, über die ich nicht Herr bin." —

„Sagen Sie uns, was Sie betrübt!" bat Antonio: „Mittheilung erleichtert jeden Kummer. — Sie sind hier unter lauter Freunden, und ein Mann von Ihrem Charakter kann kein Geheimniß auf der Seele haben, dessen Entdeckung ihm Schande brächte." —

„Ich habe kein Verbrechen begangen;" antwortete Wigand: „aber von Gewissensbissen über eine jugendliche Unvorsichtigkeit bin ich nicht frey. Ich könnte sie entdecken, und war schon seit einigen Tagen dazu entschlossen — doch was hilft's? Mich kann nichts beruhigen, bis ich — wozu ich längst alle Hoffnung aufgab — einen Mann von ungefähr acht und dreyßig Jahren gefunden habe, der an seinem linken Fuße nur vier Zehen hat." —

„Ist das Scherz oder Ernst?“ — sprach Antonio stutzend, und verwandelte sich im Gesicht. —„ Nach dem Merkmahle, das Sie angeben, bin ich der Mann, den Sie suchen.“ —

„Gott! — wär's möglich?“ — rief Wigand, und sprang mit erhobenen Armen vom Stuhl auf. „Ich beschwöre Sie, täuschen Sie mich nicht!“ —

„Es ist, wie ich Ihnen sage: ich bin mit diesem Mangel geboren.“ —

„Wo? — wo sind Sie geboren?“ —

„Das weiß ich in der That nicht. Ich erinnere mich bloß aus meinen Kinderjahren, daß ich in einer sehr anmuthigen Gegend an einem breiten Strome gespielt habe.“ —

„O Himmel, das war der Rhein! — Sie sind — Du bist's — Du bist mein verlorener Bruder!“ — Mit diesen Ausrufungen stürzte Wigand an Antonio's

Hals. Die Gesellschaft erstaunte. Fragen über Fragen ergingen an ihn. Antonio bat dringend um Auflösung des Räthsels. Wigand konnte vor Bestürzung und Wehmuth nicht im Zusammenhang sprechen. Man ließ ihm Zeit, sich zu erhohlen, und hörte dann von ihm folgende Geschichte, bey der wir bloß auslassen, was Antonio und die Uebrigen dazwischen redeten.

30.

Wigands Geschichte.

„Der Nahme Wigand, den ich bisher führte, ist ein angenommener Nahme. Ich bin der Sohn eines Edelmanns, der

Rudolph von Windag heißt, und noch in dieser Stunde, als ein beynahe achtzigjähriger Greis, am Rheine lebt. Bis in mein angehendes Jünglingsalter hatte ich an ihm einen guten, liebevollen Vater. Er schonte keine Kosten, mich sorgfältig erziehen, und von den geschicktesten Lehrern, die er auffinden konnte, unterweisen zu lassen.

Ich war noch nicht sechzehen Jahre alt, als meine rechtschaffene Mutter starb. Mein Vater, der sie sehr geliebt hatte, machte bald nach ihrem Tode eine Reise von mehrern Monaten, um seinen Gram zu zerstreuen. Er kam mit einer jungen Dame von blendender Schönheit zurück, und stellte sie mir als meine künftige Stiefmutter vor. Sie nahm die besten Zimmer des Hauses in Besitz; doch nichts war ihr prächtig genug. Mein Vater, der jeden Wink ihrer Augen als einen Be-

fehl aufnahm, verschrieb sogleich in den nächsten Tagen neue kostbare Möbeln von aller Art. Dennoch war sie nicht völlig damit zufrieden, ungeachtet sich vielleicht manche Fürstin bedacht hätte, so theure Geräthe zu kaufen.

Die hohe Sprache, die sie bey jeder Gelegenheit führte, konnte zu dem Glauben verleiten, daß sie wenigstens aus einer gräflichen Familie stamme; allein man flüsterte mir von allen Seiten ins Ohr: sie sey eine Theaterprinzessin von der niedrigsten Geburt. Diese Nachricht, die sich immer mehr bestätigte, machte einen desto unangenehmern Eindruck auf mich, da sich mein Vater von dieser Person ganz beherrschen ließ, und merklich kalt gegen mich ward. Er versagte mir manches nöthige Bedürfniß, um den verschwenderischen Aufwand, den ihre unbegränzte Prachtliebe verursachte, bestreiten zu kön-

nen. Am meisten aber schmerzte mich, daß er einen arabischen Schimmel, den er nur kurz vor dem Tode meiner Mutter für mich gekauft hatte, zum Leibpferde der Dame bestimmte. Ich durfte das schöne Thier, das meine einzige Freude war, von nun an nicht mehr besteigen.

Einst beklagte ich mich gegen meinen Vater darüber. Er gab mir eine kurze, lieblose Antwort. Tief gekränkt entgegnete ich: es betrübe mich sehr, seine Liebe verloren zu haben, und einem Frauenzimmer nachgesetzt zu werden, von dem man hier und da nicht mit Achtung spreche. Erröthend befahl er mir, mich deutlicher zu erklären. Ich sagte ihm, was ich gehört hatte. Er wollte meine Gewährsleute wissen. Diese hatten sich Verschweigung ihrer Nahmen bedungen, und ich verrieth sie nicht. Er zürnte heftig darüber, und beging die Schwachheit, der

Abgöttin seines Herzens zu entdecken, was ich von ihr gesprochen hatte.

Von diesem Tage an hatte ich keine gute Stunde. Die Beleidigte setzte mich zwar wegen des Gesprächs mit meinem Vater nie zur Rede, verfolgte mich aber mit heimlicher Rachsucht, und er verschoß dienstfertig alle ihre Bolzen gegen mich. Ich sehnte mich nun fort aus dem Hause; und da ich Lust hatte, in Kriegsdienste zu gehen, bat ich ihn oft, meine Anstellung bey der Armee zu bewirken. Er verschob es von einer Zeit zur andern, und klagte immer, daß die Equipirung eines Officiers sehr viel koste. Wenn hingegen meine Stiefmutter (die es nun durch eheliche Einsegnung förmlich geworden war) einen englischen Wagen oder einen neuen Zug Pferde verlangte, so besann er sich keinen Augenblick, ihren flüchtigen Einfällen doppelt so viel aufzuop-

fern, als zur Gründung meines künftigen Glücks nöthig gewesen wäre. Ich mache mir noch heute Vorwürfe, daß ich das alles geduldig ertrug, und nicht meinen Stab in die weite Welt setzte. Dieser Entschluß hätte mir mehr als dreyßigjährige Leiden erspart.

Die Geburt eines Knaben, der nur vier Zehen am linken Fuße zur Welt brachte, — und der, wenn mich nicht alles triegt, hier neben mir sitzt — machte meinem Vater außerordentlich viel Freude. Es war ein wohlgebildetes, freundliches Kind, das bey der Taufe den Nahmen Anton erhielt. Ich liebt' es über allen Ausdruck, ungeachtet es mir den letzten Rest der väterlichen Gunst entzog; denn von nun an galt ich gar nichts mehr im Hause. Jeden Groschen, den mein Vater für mich ausgeben mußte, warf er mit Murren hin; und dennoch konnt' ich nicht

den Weg aus dieser Marterhöhle finden. Ich war wie gefesselt.

Als der kleine Anton ungefähr drey Jahre alt war, ging in dem Benehmen meiner Stiefmutter gegen mich eine wunderbare Veränderuug vor. Sie ward milder und freundlicher, machte mir allerley angenehme Geschenke, und beredete meinen Vater sogar, mir ein sehr schönes Reitpferd zu kaufen, das vierzig Louisd'or kostete. Diese gefälligen Annäherungen waren aber, leider! das Vorspiel widerwärtiger Auftritte, über die ich so flüchtig als möglich hinweg eilen will. Meine Stiefmutter forderte mich — mit Einem Worte — zu einem Verbrechen gegen die Natur auf; und als ich ihre Lockungen mit Abscheu zurück wies, überfiel sie mich einst des Nachts im Bette, um mich, mit einem Dolch in der Hand, zur Befriedigung ihrer Lüste zu zwingen. Ich ent-

waffnete sie, und drohte, meinem Vater alles zu entdecken. Sie bat mich auf den Knien um Verschwiegenheit. Ich versprach sie ihr unter der Bedingung, mich mit dergleichen empörenden Anträgen nie wieder in Versuchung zu führen, und meinen Vater dahin zu vermögen, daß er mich ohne Verzug außerhalb des Hauses versorge. Beydes gelobte sie mir mit den heiligsten Betheuerungen.

Seit dieser Nacht schlug sie die Augen nicht mehr gegen mich auf, vermied mich so viel als möglich, und war bey Tisch und überall, wo sie mir nicht ausweichen konnte, stumm und verlegen. Das freute mich, weil ich hoffte, sie würde mich schnell aus dem Hause zu entfernen suchen. Dennoch bemerkte ich in den nächsten Tagen und Wochen nicht die geringste Anstalt dazu. Meiner Verschwiegenheit nicht trauend, mochte sie wohl mit einem Anschlag

umgehen, mir den Mund auf ewig zu schließen. Ich kann ihr das nicht mit voller Ueberzeugung beweisen: doch war eine Portion Gift, die sie sich verschaffen wollte, wahrscheinlich für mich bestimmt. Sie schickte einen Bedienten (der wegen verschiedener Ausrichtungen in die nächste Stadt abgefertigt wurde) mit einem versiegelten Briefchen in die Apotheke; der Apotheker las den Zettel mit Kopfschütteln, und sagte kurz: er dürfe kein Gift verkaufen. Meine Stiefmutter ward bey Meldung dieser Antwort blutroth, und fuhr auf: der Kerl sey ein Narr; sie habe nicht daran gedacht, Gift von ihm zu verlangen. — Das alles erzählte mir der Bediente; ich achtete aber damahls wenig darauf, und es fiel mir erst nachher, als ich schon das väterliche Haus verlassen hatte, der Gedanke ein, daß mir wohl

der ehrliche Apotheker das Leben gerettet haben möchte.

Ungefähr um diese Zeit ritt ich eines Morgens am Rheinufer spazieren, und nahm den kleinen Anton, wie ich oft zu thun pflegte, vor mich auf den Sattel. Das machte ihm immer viel Vergnügen, mir aber bisweilen etwas lange Weile, weil ich seinetwegen nur im Schritt reiten konnte. Mein Pferd war an diesem Tage besonders muthig, und ich bekam Lust, ihm ein Weilchen den Zügel schießen zu lassen. Ich setzte daher den Knaben ins Gras, und sagte ihm, er solle Blumen pflücken, sich aber nicht von der Stelle entfernen.

Als ich nach einer halben Stunde zurück kam, fand ich ihn nicht mehr. Erschrocken sprengt' ich am Ufer auf und ab und in der Gegend herum: er war nirgends. Ich ritt voll Verzweiflung heim,

und meldete meinen Aeltern das Unglück. Die Mutter erhob ein Zetergeschrey; der Vater fluchte und betete durch einander. Beyde wütheten wie Furien gegen mich. Sie sandten alle ihre Leute fort, um den Knaben zu suchen. Der Vater drohte mir, mich niederzuschießen, wenn ich ohne das Kind zurück käme, und lud schon eine Flinte für mich.

Ich jagte wieder fort, und fragte jeden Menschen, der mir begegnete, ob er ein herum irrendes Kind gesehen habe. Alle gaben mir eine verneinende Antwort. Endlich sagte mir ein Reisender, es sey eben ein Trupp Kunstreiter und Seiltänzer, theils zu Pferde, theils zu Wagen, am Rhein herab gezogen, und der Knabe könnte vielleicht der bunten Schaar, die sich durch auffallende Kleidung und Federbüsche ausgezeichnet habe, nachgelaufen seyn. Ich flog fort, hohlte die Seiltän-

zer ein; aber mein Anton war nicht dabey, und die Gaukler, die ich Mann für Mann nach dem Kinde fragte, verstanden entweder nicht deutsch, oder stellten sich wenigstens so. Kurz, ich mußte trostlos zurück reiten. Die Kräfte meines Pferdes waren erschöpft. Ich stieg ab, warf mich am Rheinufer nieder, und beweinte meinen unglücklichen Bruder, den ich für todt hielt: denn, nach so vielen vergeblichen Nachforschungen, blieb mir nur noch die Vermuthung übrig, daß er beym Blumenpflücken dem Ufer zu nahe gekommen und in den Strom hinab gestürzt sey. Ich fand abgebrochene Blumen hin und her verstreut, und sammelte sie mit heißen Thränen.

Als es Nacht wurde, ritt ich nach dem Hause meines Vaters zurück, wagte mich aber nicht hinein. Ich klopfte von außen ans Fenster des Pförtners, und fragte

leise, ob sich mein Bruder wieder gefunden habe. Der Pförtner — ein alter, ehrlicher Mann — sagte Nein, und beschwor mich, meinem Vater nicht unter die Augen zu gehen. Er tobt und raset, sprach er, so fürchterlich gegen Sie, daß er keinem Menschen gleicht. Ihr Leben wäre verloren, so bald er Ihrer ansichtig würde. — Nach dieser Warnung reichte mir der gute Alte einen Beutel mit Geld, und sagte weinend: Da nehmen Sie diese paar Thaler, und helfen Sie sich damit so weit, als Sie können! Hier ist nun einmahl Ihres Bleibens nicht mehr. —

Sträubend, doch genothdrungen nahm ich das Geld des gutmüthigen Greises, verließ mein Vaterland, änderte meinen Nahmen durch Versetzung der Buchstaben, ging hier als gemeiner Husar in Dienste, und schrieb an meinen Vater einen rührenden Brief, worin ich alles er-

schöpfte, was sich nur sagen und vorstellen ließ, um ihn zur Verzeihung zu bewegen. Aber ein Freund, dem ich diesen Brief zur Uebergabe zuschickte, meldete mir: mein Vater sey unversöhnlich gegen mich aufgebracht, und habe die gräßlichsten Schwüre gethan, mich nicht eher wieder für seinen Sohn zu erkennen, bis ich ihm sein verlorenes Kind zurück bringe. In einem eben so feindseligen Tone habe meine Stiefmutter gesprochen, und beyde hätten dringend verlangt, den in meinem Briefe verschwiegenen Ort meines Aufenthaltes zu wissen, um mich von der Obrigkeit an sie ausliefern zu lassen. —

Fünf und dreyßig Jahre lang habe ich nun schon durch diesen treuen Freund mit meinem Vater um Aussöhnung unterhandelt, ohne sein versteinertes Herz erweichen zu können. Nur vor wenigen Monaten hat er meinem Freunde, der ihm

sein hohes Alter und die wahrscheinliche Nähe seines Todes vorstellte, geantwortet: er wolle seinen Haß gegen mich mit in die Ewigkeit hinüber nehmen; denn er habe meiner Stiefmutter — die im vorigen Jahre gestorben ist — im letzten Augenblick ihres Lebens versprochen, mir nie zu verzeihen." —

31.

Antonio's Geschichte.

„Armer, unglücklicher Mann!" rief Antonio: „Dein rascher Ritt kam Dir theuer zu stehen! — Aber nun sey heiter und froh! Du hast Deinen Bruder, den Du im Rhein ertrunken glaubtest, wieder ge-

funden. Alle Umstände überzeugen mich, daß ich es bin. — Kannst Du Dich wohl erinnern, wie ich damahls gekleidet war?" —

„Das weiß ich sehr genau;" antwortete Alexander von Windag: „Du trugst ein Jäckchen vom feinsten Scharlach, mit Kragen und Aufschlägen von schwarzem Sammt." —

„Vielleicht auch einen runden grauen Hut, mit einer weißen Feder?" fragte Antonio.

„Richtig, bey meinem Leben!" —

„Komm an mein Herz, Alexander!" rief Anton, und die Brüder fielen einander in die Arme. — „Nun ist der letzte Schatten eines Zweifels verschwunden; denn ich kann Dir alle Kleidungsstücke die wir jetzt nannten, vor Augen legen. Sie sind in meinem Hause in einem besondern Kästchen verwahrt. Ich werde

sie morgen mit Anbruch des Tages hohlen lassen.“ —

„O Anton, mein Anton! — Die Freude sprengt mir die Brust! — Sag mir geschwind, wie Dir's erging! Dich raubten also doch wohl die Seiltänzer?“ —

„So ist's, lieber Alexander! Ich werde Dir alles in der Ordnung erzählen. — Die hellen Erinnerungen meines Jugendlebens beginnen mit meinem sechsten oder siebenten Jahre. Ich fand mich damahls gleichsam erst selbst unter einer Gesellschaft sogenannter englischer Kunstreiter, die mit einer Bande Seiltänzer und Taschenspieler verbunden war, und von Land zu Land zog. Ihr Haupt hieß Laroni, und mich nannte man Antonio. Ich hatte unter diesen wilden und rohen Menschen keine gute Zeit. Sie wollten mich durchaus zu ihren Possen abrichten; es fehlte mir aber an Geschicklichkeit und Lust. Die Unvoll-

kommenheit meines linken Fußes machte mich zum Seiltanz ganz unfähig, und dennoch versuchten die Barbaren fort und fort, mir durch Hunger und Schläge eine Fertigkeit einzupfropfen, die mir die Natur versagt hatte. So oft ich vom Seile herunter fiel, bekam ich in vier und zwanzig Stunden nichts zu essen. Etwas glücklicher war ich in den Reitkünsten, und bracht' es endlich so weit, daß ich mich auf einem gewissen Pferde, das einen sehr sanften und gleichmäßigen Galopp ging, stehend erhalten konnte. Wenn aber dieses Pferd etwa krank war, und ich ein anderes besteigen mußte, lag ich bald im Sande, und ward, meiner ausgestandenen Angst und Lebensgefahr ungeachtet, grausam behandelt. Meine größte Pein waren die halsbrechenden Menschenpyramiden, bey denen ich gemeiniglich, als der Kleinste der Gesellschaft, die Spitze bilden

mußte. Ich bereitete mich immer vorher im Stillen zum Tode.

Die glücklichsten Stunden jener traurigen Jahre waren die, wenn ich allein seyn und mein Elend beweinen konnte. Da dünkte mich oft, es sey mir einst besser ergangen. Bey unserer Gesellschaft war ein junger Mensch, der Alexander hieß. Ich liebte ihn wegen dieses Nahmens, ohne daß ich mir davon einen Grund anzugeben wußte. So oft ich ihn rufen hörte, schlug eine sanft tönende Saite in meinem Herzen an, und es war mir, als würde die dunkle Nacht meiner frühern Jugend durch einen Blitzstrahl erleuchtet. Ich erblickte eine lachende Gegend — sah einen majestätischen Strom mit Schiffen — hörte freundliche Stimmen, die mir liebkoseten; — doch das alles waren schwankende Nebelbilder, die in

dem Augenblicke, wenn ich sie festhalten wollte, wieder zerflossen.

Nach solchen angenehmen Fantasien ward mir immer die Wirklichkeit rauher und drückender als zuvor, und ich wäre vor Gram vergangen, wenn mich nicht bisweilen ein holdes, freundliches Wesen getröstet und manches Leiden von mir abgewandt hätte. Angelika, die Tochter Laroni's, — ein Mädchen von sechzehen Jahren, das die Gestalt und die Güte eines Engels in sich vereinigte — war mein Schutzgeist und die Stütze ihres Vaters. Ihre Schönheit und ihr bewunderswürdiger Anstand, wenn sie sich als Reitkünstlerin zeigte, füllte täglich unsere Spielbahn mit Zuschauern.

Ich mochte, meines Bedünkens, zwölf Jahre alt seyn, als ich einst in Hamburg, wo wir unsere Künste sehen ließen, von einem Pferde, dessen Gang ich nicht ge-

wohnt war, mehrmahls hinter einander herab fiel. Zürnend riß mich Laroni von der Reitbahn hinweg, und strafte meine Ungeschicklichkeit mit heftigen Schlägen. Angelika sprang dazwischen, und suchte ihn zu besänftigen; aber es fehlte nicht viel, so hätt' er auch sie geschlagen. Ein junger, reicher Edelmann, Nahmens Mello, der unser täglicher Zuschauer und mit Laroni bekannt war, machte dieser Scene ein Ende, indem er meinem erbitterten Herrn den Vorschlag that, mich ihm zu überlassen. Der Knabe scheint gutartig, sprach er, nur paßt er nicht für Ihre Geschäfte. Ich will ihn, im Fall Sie nichts dagegen haben, als Reitbursch in Dienste nehmen. — Er steht Ihnen mit Vergnügen zu Befehl, antwortete Laroni, wenn Sie mir nur den zwanzigsten Theil der Kosten ersetzen, die mir der unnütze Bube seit acht oder neun Jahren

verursacht hat. — Sie gingen mit einander bey Seite, wurden bald über mich Handels eins, und noch denselben Tag trat ich meinen Dienst beym Herrn von Mello an, der nicht für immer in Hamburg wohnte, sondern sich nur einige Zeit da aufhielt.

Es war seine Art, von einer großen Stadt zur andern zu reisen, und in jeder so lange zu bleiben, als es ihm gefiel. An allen Orten, wo wir eine geraume Zeit verweilten, ließ er mich die besten Schulen besuchen oder von Privatlehrern unterrichten, und sorgte überhaupt wie ein Vater für mich. Ich hatte nichts zu thun, als ihn dann und wann zu Pferde zu begleiten, und auch diese Spazierritte benutzte er zu lehrreichen Gesprächen, worin er mir seine Welterfahrungen mittheilte.

Als ich bey dem vortrefflichen Manne,

dessen Andenken mir immer heilig seyn wird, sechs Jahre lang in diesen Verhältnissen gelebt hatte, sagte er einst zu mir: er betrachte mich als seinen Sohn und sey entschlossen, mich auf eine Universität zu schicken. Dieses großmüthige Erbiethen nahm ich dankbar an, und wählte auf seinen Rath die Arzneywissenschaft. Ich studierte zwey Jahre in Göttingen, und dann schon fast eben so lange in Leipzig, als ich auf Ein Mahl — es war der schrecklichste Tag meines Lebens! — aus Wien die Nachricht erhielt, daß mein väterlicher Wohlthäter plötzlich und ohne Testament gestorben sey. — Ach, wie unglücklich war ich jetzt! — Von seinen auf mich schon längst neidischen Verwandten konnte ich keine Unterstützung erwarten, und — was das Schlimmste war — ich hatte die Thorheit begangen, die Arzneykunde nur als Nebenwerk zu betreiben, und mich fast

bloß mit schönen Künsten zu beschäftigen. Ich fühlte, daß ich nicht mit gutem Gewissen als Arzt auftreten konnte, und war also hülflos und unfähig, mich zu ernähren.

Unruhe und Verzweifelung trieben mich aus meinem Zimmer. Ich eilte vor's Petersthor. Hier fiel mir — es war gerade zur Zeit der Ostermesse — eine große Bude ins Gesicht, worin fremde Thiere gezeigt wurden. An der Thür derselben stand zu meinem Erstaunen — Laroni. Ich ging auf ihn zu, gab mich ihm zu erkennen; er entsann sich meiner sogleich, bezeigte die lebhafteste Freude, mich zu sehen, und bat mich, auf den Abend, wenn sein Schauplatz geschlossen sey, zu ihm zu kommen, weil er mir etwas von Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich fragte nach Angelika. Er antwortete weinend: sie sey todt; ein unglücklicher Fall vom Pferde

habe ihr das Leben gekostet; mit ihr habe ihn sein Glück verlassen, und er sey von dem wohlhabenden Führer einer glänzenden Kunstreitergesellschaft zum Taschenspieler und Besitzer einiger Affen und Hunde herab gesunken. —

So erfuhr ich also an Einem Tage den Tod der beyden besten Menschen, die ich auf Erden gekannt hatte! —

Lieber Antonio, — sprach Laroni, als ich ihn am Abend besuchte — ich hab' Ihnen viel zu entdecken und viel abzubitten. Sie wären vielleicht jetzt ein sehr glücklicher Mann, wenn Sie nicht, als Sie noch ein zartes Kind waren, einer meiner Leute von der öffentlichen Landstraße hinweg geraubt hätte. Ich war damahls in Italien. Als ich zurück kam, erfuhr ich die Unthat, und war höchst unzufrieden damit. Ich hätte Sie gern ihren Verwandten zurück gegeben; aber man

konnte oder wollte mir nicht den Ort ge- nau bestimmen, wo Sie entführt worden waren. Sie hatten, am Wege sitzend, Blumen gepflückt. Meinem vorbey zie- henden Trupp fällt Ihre nette Kleidung in die Augen. Einer springt vom Wagen, hebt Sie hinauf, setzt Sie in einen Korb, und droht Ihnen, ein großer schwarzer Hund — der sich mit auf dem Wagen befindet — solle Sie fressen, wenn Sie einen Laut von sich gäben. Kurz darauf kommt ein Jüngling in vollem Galopp, und fragt nach einem verlornen Kinde. Sie hören seine Stimme — Sie rufen: Alexander! — aber mein Volk macht Ge- räusch und Getöse, damit er Ihren Ruf nicht vernehme, und er vernimmt ihn nicht. Er jagt wieder zurück; Sie lassen sich durch Spielwerk beruhigen, und fin- den besonders an den Pferden viel Ver- gnügen; doch immer verlangen Sie auch

weinend dazwischen nach Ihrem Bruder Alexander. Man fragt, wie Sie heißen; Sie nennen sich Anton, und man gibt Ihnen nun den italiänischen Nahmen Antonio. — Wie es Ihnen weiter bey uns erging, dessen werden Sie sich noch schmerzlich genug erinnern. Vergessen und vergeben Sie, was ich mir gegen Sie zu Schulden kommen ließ, und nehmen Sie alles, was ich noch im Vermögen habe, als eine kleine Entschädigung an. Ich bin nicht so arm, als ich mich machte: ich besitze außer Affen und Hunden auch Löwen, Tieger und andere seltene Thiere, nebst mehrern tüchtigen Wagen, guten Reit- und Zugpferden, und einem ansehnlichen Vorrath künstlicher Maschinen. Kurz, lieber Antonio, was ich Ihnen aus gutem Herzen anbiethe, ist in Bausch und Bogen unter Brüdern tausend Thaler werth. —

So sprach Laroni. Ich versicherte ihn meiner herzlichen Verzeihung, wies aber sein mir angetragenes Geschenk zurück. Er drang es mir von neuem auf, und betheuerte, daß er in dieser Welt nichts mehr bedürfe, weil er sein Leben in einem Kloster seines Vaterlandes beschließen wolle, und mit Reisegeld dahin schon überflüßig versehen sey. Unter diesen und mehrern Vorstellungen bat er mich mit Thränen, das Opfer seiner Reue nicht zu verwerfen: denn die Ruhe seines Herzens hänge davon ab. — Ich gab endlich nach, und empfing nun auch von ihm die Kleidung, in welcher ich entführt worden war. Er habe sie, sprach er, mit gutem Bedacht aufgehoben, weil sie mir vielleicht zur Entdeckung meiner Herkunft behülflich seyn könnte. —

Auf diesem Wege kam ich also zu den Thieren, mit welchen ich vor zwölf Jah-

ren hier einzog. Die Taschenspielerkünste und Bauchrednerey, womit ich das hiesige Publikum belustigte, hatte ich schon als Knabe von Laroni gelernt." —

32.

Final.

So erzählten die Herren von Windag ihre Schicksale, und freuten sich mit immer neuer Lebhaftigkeit ihrer glücklichen Wiedervereinigung. Alle Anwesende mischten sich in ihren Jubel. Vorzüglich war Madame Frank ungemein vergnügt, und erstickte Luisen fast unter Küssen und Umarmungen, weil sie nun — ein Fräulein war.

Von dem Vermählungsfeste kein Wort, als daß plötzlich, indem man sich zur Tafel setzen wollte, der General Türk anlangte. Er hatte durch seine Cousine von der Heirath ihres Sohnes Nachricht erhalten, und bey seiner jetzigen Rückkehr aus dem Felde einen Umweg von einigen Meilen gemacht, um der Hochzeit beyzuwohnen. „Seyd mir alle herzlich gegrüßt!" rief er mit seiner Donnerstimme. „Ich bringe zwar nicht so viel Lorberblätter aus dem Kriege mit, als man zu einer Schüssel Ragout braucht: aber ich bin kerngesund, und recht dazu aufgelegt, mich über den Glück versprechenden Bund dieses schönen, jungen Paares zu freuen." —

Einige Tage nach der Hochzeit kam der Bothe zurück, den Anton in die Hauptstadt gesandt hatte. Er brachte das Kästchen mit der oben erwähnten Kinderkleidung.

dung. Alexander ward bey ihrem Anblick sehr erschüttert. Bald darauf reisten die Brüder zu ihrem Vater. Es war dem schwachsinnigen und fast erblindeten Greis schwer begreiflich zu machen, daß seine Söhne vor ihm standen; doch nach und nach überzeugten sie ihn, und es erfolgte nun eine rührende Erkennungs- und Aussöhnungsscene, die sich besser empfinden als beschreiben läßt. Sie blieben einige Wochen bey ihm, und besuchten täglich den Platz, wo Anton vor fünf und dreißig Jahren geraubt wurde.

Als der alte Vater bald nachher starb, verkauften sie das von ihm geerbte Rittergut, — wie Anton schon vorher mit seiner Buchhandlung gethan hatte — bauten sich in Hühnenthal an, und leben nun dort mit den beyden Herren Frank und ihren Gattinnen wie Eine Familie. Vater Frank wird durch den täglichen Um-

gang mit diesen braven Männern immer geschliffener und sanfter, hält aber seiner Erziehungsmethode und seiner vormahligen derben Freymüthigkeit noch manche Lobrede. „Sieh, mein Sohn,“ spricht er oft, „hätt' ich Dich nicht zu einem muthigen und entschlossenen Mann erzogen, und hätt' ich dem Herrn von Schierling nicht selbst recht tüchtig die Wahrheit gesagt: so säßen wir wahrlich nicht so froh und einig beysammen.“ —

Ende des zweyten und letzten Theils.

Berlin,
gedruckt bey G. Hayn in der Zimmerstraße
Nr. 29.

Verzeichniß einiger Werke, welche in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin kürzlich erschienen sind.

Langbein, A. Fr. E., neue Schriften, 2 Bände mit Kupfern von Fr. Catel, H. Ramberg, Meyer und Jügel. 8. jeder Band 1 Thl. 9 Gr.

— Die Schule der Eleganz, eine Posse in 3 Aufzügen; mit einem Kupfer von Fr. Catel und Meyer 8. 20 Gr.

— Der Ritter der Wahrheit, 2 Bände mit Kupfern von W. Jury. 8. Jeder Band 1 Thlr. 8 Gr.

Bothe, H. F., Frühlings-Almanach; mit Kupfern von Fr. Catel und Jügel. gr. 16. 1 Thl. 12 Gr.

Rambach, F. Dramatische Gemälde; mit gestochenem Titel und Vignette, 8. geheftet 1 Thl. 6 Gr.

— der Nabob oder das Geheimniß, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— der Triumph des Frohsinns, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— die Terne oder Künstlerglück, Nachspiel in einem Akt. 8. 4 Gr.

Stedtmann's Reisen in Surinam; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 3 illum. Kupfern gr. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

La Peyrouse Reise um die Welt; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 5 illum. Kupfern gr. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

Parks, Mungo, Reise in das Innere von Afrika, für die Jugend bearbeitet von Schulz; mit 5 illum. Kupfern und 1 Karte. gr. 8. sauber gebunden 1 Thl.

Mackartney's Reise nach China; nach dem Englischen frey bearbeitet für die deutsche Jugend von Hirschmann. Neue Auflage mit 6 illuminirten Kupfern gr. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

Bourguet, D. Ludw. chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen; fortgesetzt von D. Richter (Verfasser des Werks über die neuern Gegenstände der Chemie.) 5 Bände gr. 8. jeder Band 1 Thl. 8 Gr.

— desselben Werks 6ter und letzter Band. gr. 8. 1 Thlr.

Willdenow, D. Carol Ludw, Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones plantarum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. I — IV us cum tabulis aeneis XLVIII. coloratis. Fol. maj. Jeder Fascl. 4 Thl 4 Gr.

Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire appartenans à l'empire de Russie; dessinées d'après les originaux en 1797 et 1798 par L. de Waxel, conseiller de cour au service de S. M. J. de toutes les Russies etc. avec 21 planches et une carte. gr. 4. 3 Thl.

Waxel, L. von, Russ. Kaiserl. Hofrath etc. Sammlung einiger Alterthümer, an den Küsten des schwarzen Meeres innerhalb den Gränzen des Russischrn Reichs entdeckt. In den Jahren 1797 und 1798 nach den Orginalen gezeichnet; mit 21 Kupfertafeln und einer Karte gr. 4. 3 Thl.

Schlimbach, G. Chr. Fr. Beschreibung seines neu erfundenen Kochpultes, einer sehr einfachen, Holzsparenden und bequemen Anlage zum Kochen, Braten am Spieße und im Ofen, Kaffeebrennen im Großen zum Verkauf, und im Kleinen für den Hausbedarf; zur Stubenerwärmung :c. mit 2 Kupfern. 4. geheft 12 Gr.

Rebentisch, I. F, prodromus Florae Neomarchicae, secundum systema proprium conscriptus, cum praefatione et dispositione vegetabilium cryptogamicorum a D. C. L. Willdenow. Figuris XX aeneis coloratis adornatus. 8 maj. 2 Thl. 12 Gr.

— Index plantarum circum Berolinum sponte nascentium, adjectis aliquot fungorum nov. sp. descriptionibus 8 maj. 6 Gr.

Klug, D. Fr. monographia Siricum; cum tabulis aeneis VIII. coloratis 4. 3 Thlr. 12 Gr.

Wrede, E. F. Geognostische Untersuchungen über die Südbaltischen Länder, nebst einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Wasserstandes auf der nördlichen Halbkugel; mit einem Kupf. gr. 8. 16 Gr.

1+2 = 1000.–
Aug. 84

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

Der Ritter der Wahrheit

Bd.: 2

Berlin (1805)

P.o.germ. 791-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113457-8